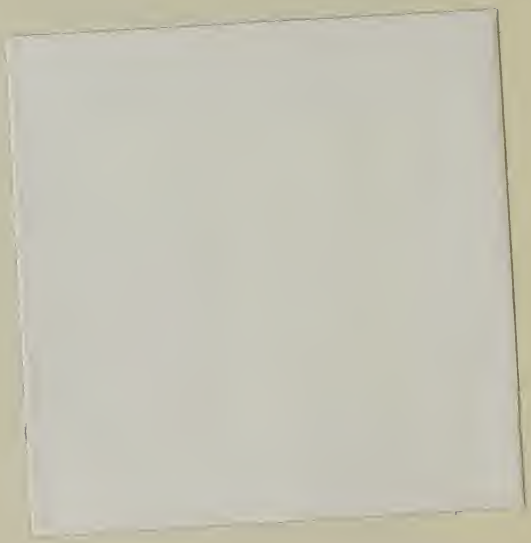
7b
85-B
21744
c.2



Siebert
Dez 1901.

DAS

PROBLEM DER FORM

IN DER

BILDENDEN KUNST

VON

ADOLF HILDEBRAND

DRITTE VERBESSERTE AUFLAGE.

STRASSBURG
J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)
1901.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

		Seite.
	Vorwort zur dritten Auflage	5
	Einleitung	13
I.	Gesichtsvorstellung und Bewegungsvorstellung	18
II.	Form und Wirkung	29
III.	Die Raumvorstellung und ihr Ausdruck in der Erscheinung	42
IV.	Flächen- und Tiefenvorstellung . .	54
V.	Die Reliefauffassung	73
VI.	Die Form als Funktionsausdruck . .	93
VII.	Bildhauerei in Stein	117

Vorwort zur dritten Auflage.

Das Erscheinen einer dritten Auflage giebt mir die erwünschte Gelegenheit, abgesehen von manchen Verbesserungen, ein kurzes Vorwort beizufügen mit dem Zweck, dem Leser den Standpunkt anzuweisen, von dem aus ein richtiges Verständnis der Auseinandersetzungen im Buche erleichtert wird. Dafür schien es mir vorteilhaft, den leitenden Grundgedanken der Ausführungen noch von einer andern Seite zu fassen, als im Buche geschehen ist. Es ist daher dieses Vorwort zugleich ein Nachwort.

Plastik und Malerei sind im Gegensatz zur Architektur meistens als imitative Künste bezeichnet worden. Diese Bezeichnung drückt nur das Unterscheidende aus und lässt das Gemeinsame ausser Acht.

Soweit es sich um das Imitative handelt, steckt in der bildenden Kunst eine Art Naturerforschung und die künstlerische Thätigkeit ist an diese gebunden. Die Probleme, welche dabei

die Form an den Künstler stellt, sind von der Natur unmittelbar gegeben, von der Wahrnehmung diktiert. Werden diese Probleme allein gelöst, d. h. hat das Geschaffene nur in dieser Beziehung eine Existenz, so ist es doch als Gebilde an sich noch zu keinem selbständigen Ganzen geworden, das neben und gegenüber der Natur sich behaupten kann. Um dies zu erreichen, muss sein imitativer Inhalt von einem weiteren Gesichtspunkte aus, den ich im allgemeinen als den architektonischen bezeichnen möchte, in die höhere Kunstregion entwickelt werden, wobei ich natürlich die übliche spezielle Bedeutung des Wortes Architektur bei Seite lasse. Architektur fasse ich dann nur als Bau eines Formganzen, unabhängig von der Formensprache. Ein Drama, eine Symphonie hat diese Architektur, diesen inneren Bau, ist ein organisches Ganze von Verhältnissen, ebenso wie ein Bild, eine Statue, wenn die verschiedenen Künste auch in ganz verschiedenen Formenwelten leben.

Die Probleme der Form, welche bei dieser architektonischen Gestaltung eines Kunstwerkes entstehn, sind keine von der Natur unmittelbar gestellten und selbstverständlichen, sie sind jedoch gerade die absolut künstlerischen. Die architektonische Gestaltung ist das, was aus der künstlerischen Naturerforschung ein höheres Kunstwerk schafft. Das mit Imitativ bezeichnete

stellt also eine der Natur selbst entnommene Formenwelt dar, welche erst architektonisch verarbeitet zum vollen Kunstwerk wird. Damit tritt Plastik und Malerei erst in die allen Künsten gemeinsame Sphäre, aus der Welt des blossen Naturalismus heraus, in die Welt der wahren Kunst.

Ueberblicken wir die künstlerische Thätigkeit früherer Zeiten, so steht die architektonische Gestaltung des Kunstwerkes durchaus im Vordergrunde, die imitative bildet sich erst langsam aus. Es liegt dies in der Natur der Sache, denn das allgemein künstlerische Gefühl, das instinktive Bedürfnis, aus dem Stückwerk des Erlebten ein Ganzes für unsere Vorstellung zu bilden, schafft und waltet mit Verhältnissen direkt aus sich heraus, wie die Musik; die künstlerische Naturerforschung bringt erst allmählig ihren immer reicheren Stoff herbei.

Bezeichnend für unsere wissenschaftliche Zeit ist es, dass eine künstlerisch sachliche Arbeit nicht über den imitativen Teil hinausgeht. Das architektonische Gefühl fehlt entweder ganz oder begnügt sich mit einem rein äusserlichen, mehr oder minder geschmackvollen Anordnen. Mein Bestreben in diesem Buche geht dahin, diese architektonische Gestaltung des Kunstwerkes in den Brennpunkt der Betrachtung zu rücken und die Probleme, welche die Form nach

dieser Seite stellt, zu entwickeln, als eine notwendige in unserem Verhältnisse zur Natur sachlich begründete Forderung.

Die Eigenart des Individuums ist dadurch ebensowenig angetastet, wie durch den Nachweis des Anatomen, dass jeder Mensch ein Herz, eine Lunge etc. hat und haben muss, um lebensfähig zu sein. Damit wird der unendlichen Mannigfaltigkeit der individuellen Beschaffenheit nicht zu nahe getreten. Und ebenso wie wir mit einem gesunden Körper die kräftige Entwicklung aller generellen Organe bezeichnen, so dass eben diese kräftige Entwicklung eine individuelle Bedeutung erlangt, ebenso zeichnet sich das künstlerisch angelegte Individuum dadurch aus, dass es gerade die in der Sache liegenden Probleme empfindet und zu einer kräftigen Lösung führt, und dass sein Werk eine wahre Antwort auf die von der Natur gestellten Fragen giebt. Dass je nach der Individualität dies oder jenes Problem mehr in den Vordergrund tritt und als Hauptproblem gelöst wird, versteht sich von selbst. Immer aber liegt die künstlerische Potenz nicht im willkürlichen Ignorieren der sachlichen Anforderungen, sondern gerade im Beantworten derselben, so individuell sich auch die Probleme mischen können. Denen die überhaupt jegliche sachliche Forderung läugnen, den Anarchisten in der Kunst, ist

nicht ernst zu begegnen, sie kämpfen im Grunde nur für ihre Einseitigkeit und für die Unkenntnis weitergehender Naturforderungen.

Es ist bezeichnend, dass mit der Unfähigkeit für die architektonische Weiterentwicklung des Imitativen sich das dunkle Gefühl einer künstlerischen Unzulänglichkeit einstellt und dann dieser Mangel durch eine stoffliche Beimischung, durch tiefsinnige Bedeutung etc. ersetzt werden soll. Diese soll das Werk in eine höhere poetische Region erheben. Es ist jedoch klar, dass die bildende Kunst die Poesie nicht anderswo borgt oder so zu sagen nur illustriert. Ihre wahre poetische Wirkung entsteht aus der Art zu schauen, aus der Erscheinung als solcher. Die Thätigkeit der bildenden Kunst bemächtigt sich des Gegenstandes als eines erst durch die Darstellungsweise zu verklärenden, nicht als eines schon an sich poetisch oder ethisch wirkenden und bedeutsamen.

Verlassen wir nun diese allgemeine Betrachtung, und kehren wir wiederum auf die spezielle der architektonischen Gestaltung bei Plastik und Malerei zurück. Da die Formenwelt, die durch die imitative Thätigkeit beider entsteht, räumlicher Natur und somit auch ihre architektonische Gestaltung naturgemäss eine räumliche ist, so können die Gesichtspunkte, die dabei leitend sind, keine willkürlich hineingetragenen, sondern

müssen in unserm räumlichen Auffassungsvermögen begründet sein. Die künstlerische Gestaltung ist nichts als eine Weiterbildung dieses Auffassungsvermögens, dessen Keim schon in der Fähigkeit liegt, überhaupt räumlich auffassen zu können, in der Fähigkeit, zu tasten und zu sehen. Diese zweifache Auffassung ein und desselben Phänomens ist aber nicht nur durch getrennte Organe, den tastenden Körper und das sehende Auge möglich, sondern ist schon im Auge allein vereinigt. Durch diese herrliche Natureinrichtung treten die zwei Funktionen des nämlichen Organs und seine Erfahrungen in so enge und reiche Wechselbeziehung, wie dies an getrennten Organen nicht möglich wäre. Die Fähigkeit, diese Wechselbeziehung in ihre weitgehendsten Konsequenzen zu verfolgen, macht die künstlerische Begabung aus. Mit der Darstellung dieser Konsequenzen habe ich mich in der vorliegenden Schrift hauptsächlich beschäftigt.

Da es bei der Kunst nicht auf ein blosses Erkennen ankommt, sondern auf ein Handeln und Formen, in welchem die Erkenntnis zur That wird, so kann die Besprechung der künstlerischen Probleme nur dann fruchtbar sein, wenn der Verlauf des künstlerischen Prozesses nicht nur theoretisch, sondern bis in die praktische Ausführung verfolgt wird. Es muss gelingen zwischen

den beiden Polen unseres Seins, dem sinnlich Wahrnehmbaren und dem inneren geistigen Vorgange, den klaren Zusammenhang darzulegen. Können wir nicht zeigen, wie der gedachte Vorgang auch wirklich aussieht, ihn so zu sagen ad oculos demonstrieren, so hängt alle Kunsteinsicht in der Luft, es bleibt jedem überlassen, sich das Gedachte so oder so vorzustellen, je nach dem Grade der Entwicklung seiner sinnlichen Anschauung.

Gegenüber dem Mangel an anschaulichem Denken, der sich fast in allen Kunsttheorien verrät, ist es wichtig, den Nachdruck nicht auf die Ideen zu legen, sondern auf die reale Vorstellung.

Es gipfelt daher meine Arbeit in dem Kapitel über die Steinarbeit. Dieser praktische Vorgang ist im Grunde nur die Realisierung all der künstlerischen Vorstellungen, über die in den vorausgegangenen Kapiteln gehandelt wurde und es konnte deshalb der Zusammenhang zwischen dem künstlerischen Arbeitsprozess und der ihm zu Grunde liegenden Vorstellung nur am Schlusse der Darlegung verstanden werden. Die Einsicht in einen Zusammenhang dieser Art ist umso notwendiger, als die technische Entwicklung und die Fabrikarbeit der heutigen Zeit dazu geführt hat, das Gefühl für die Art des Entstehens überhaupt zu schwächen und das

Produkt nur an sich, nicht aber als Ausdruck und Niederschlag einer bestimmten geistigen Thätigkeit aufzufassen. Ich hoffe dass es mir gelungen ist zu zeigen, welche Bedeutung für das Kunstwerk im natürlichen Entstehungsprozesse liegt, wie aus ihm das Gute, Aechte so zu sagen von selber entsteht, und wie es um die Kunst nur dann gut bestellt ist, wenn der Künstler die natürliche Schaffensbahn wandelt, mehr bestrebt, auf ächte Weise etwas hervorzubringen — mag es zuletzt noch so bescheiden ausfallen — als ein glänzenderes Resultat erzielen zu wollen, das nur als Produkt eines grösseren Könnens berechtigt, mit unächten Mitteln gezeugt dem Schicksale alles Unächten verfallen ist.

Einleitung.

Die nachstehende Arbeit bezieht sich auf das Verhältnis der Form zur Erscheinung und seine Konsequenzen für die künstlerische Darstellung.

Da ein und derselbe Gegenstand sehr verschieden erscheinen kann, so entsteht für den bildenden Künstler die Frage: sind diese verschiedenen Erscheinungen alle gleichwertig und wonach messen wir deren Wert?

Es braucht wohl keine nähere Begründung, dass unser Verhältnis zur Aussenwelt, insofern diese für's Auge existiert, in erster Linie auf der Erkenntnis und Vorstellung von Raum und Form beruht. Ohne diese ist eine Orientierung in der Aussenwelt schlechterdings unmöglich. Wir müssen also die räumliche Vorstellung im allgemeinen und die Formvorstellung, als die des begrenzten Raumes, im besonderen als den wesentlichen Inhalt oder die wesentliche

Realität der Dinge auffassen. Stellen wir den Gegenstand oder diese räumliche Vorstellung von ihm der wechselnden Erscheinung gegenüber, die wir von ihm erhalten können, so bedeuten alle Erscheinungen nur Ausdrucksbilder unserer räumlichen Vorstellung und der Wert der Erscheinung wird sich nach der Stärke der Ausdrucksfähigkeit bemessen, die sie als Bild der räumlichen Vorstellung besitzt.

Die Farbigkeit der Natur gilt alsdann gleichsam als ein farbiges Gewand, welches die Natur als Körper trägt, und der Wert der wechselnden Farbenerscheinung wird sich gleichfalls darnach bemessen, wie weit das Farbige an der Klärung des räumlichen Ausdrucks teilnimmt.

Wir sehen alsdann die Natur so an, als wenn sie uns nur alle möglichen Erscheinungsvariationen über ein Thema gäbe, ohne jemals dasselbe an sich zu geben. Denn die Formvorstellung ist ein Facit, welches wir aus dem Vergleich der Erscheinungsweisen gezogen haben, und welches das Notwendige vom Zufälligen schon gesondert hat. Sie ist also nicht eine Wahrnehmung schlechtweg, sondern eine Verarbeitung von Wahrnehmungen aus einem bestimmten Gesichtspunkt. Damit meine ich nicht etwa einen subjektiven Gesichtspunkt, sondern im Gegenteil den ganz allgemeinen der räumlichen Orientierung, wie er sich bei jedem naturgemäss bil-

den muss im Verkehr mit der räumlichen Aussenwelt.

Da wir der Erscheinung zu unserer räumlichen Orientierung im gewöhnlichen Leben nur wenige Anhaltspunkte zu entnehmen brauchen, so kommt es uns nicht zum Bewusstsein, wie viel die jeweilige Erscheinung an thatsächlicher Anregungskraft für die Raum- und Formvorstellung enthält, wie viel wir uns dazu ergänzen. (Wir wissen ja schon das Meiste und brauchen nur einige Anhaltspunkte, um uns sofort zu orientieren.) Beim Künstler ist das Verhältnis zur Erscheinung ein ganz anderes. Er muss oder sollte sich darüber klar sein, was die jeweilige Erscheinung nun auch wirklich giebt und was ihr fehlt, um ein klares Bild unserer Formvorstellung zu erwecken. Es giebt Beleuchtungen in der Natur, z. B. eine Fülle von Lichtreflexen, welche jeden Formeindruck auflösen und somit jeder Möglichkeit, einen klaren räumlichen Eindruck zu gewinnen, entgegen arbeiten. Es kann sich für den Künstler nicht darum handeln, in seiner Darstellung die Erscheinung als solche schlechtweg festzuhalten, sondern er kann von ihr nur indirekt lernen, wie sie es macht, den Forminhalt zum Ausdruck zu bringen, indem er unterscheiden lernt, wo sie deutlich zu uns spricht und wo nicht. Denn seine Darstellung darf sich nicht

auf das Wissen des Beschauers verlassen, sondern soll die Faktoren wirklich geben, auf denen unsere Vorstellung beruht, und zwar handelt es sich gerade um den Untergrund, auf dem sich die räumlichen Vorstellungen unwillkürlich aufbauen, um das sogenannte Selbstverständliche. Ohne diese elementaren Faktoren ist die Darstellung Dilettantismus.

Wie nun das Bedürfnis nach klarem Ausdruck für Raum und Form in der Erscheinung den Künstler zu einer bestimmten Vorstellungsart führt, wie sich dadurch zu allen künstlerischen Zeiten gegenüber der Masse der natürlichen Erscheinungsarten konsequenter Weise eine Grundart von künstlerischer Erscheinung herausbilden muss — das ist der Inhalt nachfolgender Arbeit, wie er sich aus der eigenen künstlerischen Erfahrung gestaltet hat.

Es ist einleuchtend, dass die Klarheit, die wir als Künstler bei der Arbeit nötig haben, wie bei jedem handelnden Menschen, die des geläuterten Instinktes ist und nicht die einer durch das Wort mitteilbaren Erkenntnis. Bei der schriftlichen Mitteilung jedoch und zudem in einer Zeit, wo soviel Unreife bezüglich der Erkenntnis des künstlerischen Problems und soviel Unsicherheit des künstlerischen Instinktes herrscht, ist es nicht zu umgehen, Anschauungen, die von

Natur nebeneinander liegen und ohne Anfang und Ende sich gegenseitig bedingen, in ein Nacheinander zu ordnen und beweiskräftig zu verbinden. So kommt denn diese Arbeit in die Lage, zu demjenigen, dem die Anschauungen geläufig, in einer ungewohnten Sprache zu reden, und demjenigen, dem die Sprache geläufig, von einem ungewohnten geistigen Vorgang zu sprechen. Es ist dies aber ein Missstand, für den es keine Lösung giebt.

I.

Gesichtsvorstellung und Bewegungsvorstellung.

Zur Erkenntnis des Verhältnisses von Form zu Erscheinung müssen wir vor Allem die zwei uns möglichen Warnehmungsarten streng unterscheiden.

Es sei ein Gegenstand mit Umgebung und Hintergrund gegeben; ebenso die Richtungslinie des Beschauers, dessen Standpunkt lediglich in Nähe oder Ferne verschiebbar sein soll.

Ist sein Standpunkt ein so ferner, dass seine Augen nicht mehr im Winkel, sondern parallel schauen, dann empfängt er ein Gesamtbild, und dies Gesamtbild ist rein zweidimensional, weil die dritte Dimension, also alles Nähere oder Fernere des Erscheinungsobjektes, alle Modellierung nur durch Gegensätze in der erscheinenden Bildfläche wahrgenommen wird, als Flächenmerkmale, die ein Ferneres oder Näheres bedeuten.

Tritt der Beschauer aber näher hinzu, so dass er verschiedene Stellung und Akkommodation der Augen braucht, um das gegebene Objekt zu sehen, dann hat er die Gesamterscheinung nicht mehr in Einem Blick und er kann sich das Bild nur durch seitliche Augenbewegung mit verschiedener Akkommodation zusammensetzen. An Stelle der Gesamterscheinung treten verschiedene Einzelerscheinungen, welche durch Augenbewegung verbunden werden. Je näher der Beschauer dem Objekte tritt, desto mehr Augenbewegungen braucht er und desto mehr teilt sich die ursprüngliche Gesamterscheinung in Einzelerscheinungen, in gesonderte Bilder. Zuletzt vermag er den Gesichtseindruck so zu beschränken, dass er nur immer einen Punkt scharf in den Sehfocus rückt und die räumliche Beziehung dieser verschiedenen Punkte in Form eines Bewegungsaktes erlebt; alsdann hat sich das Schauen in ein wirkliches Abtasten und in einen Bewegungsakt umgewandelt und die darauf fussenden Vorstellungen sind keine Gesichtseindrucksvorstellungen (von nun an kürzer: Gesichtsvorstellungen), sondern Bewegungsvorstellungen und bilden das Material des Form-Sehens und Form-Vorstellens. Alle unsere Erfahrungen über die plastische Form der Objekte sind ursprünglich durch Abtasten zu Stande gekommen. Sei es nun ein Abtasten

mit der Hand oder mit dem Auge. Tastend führen wir der Form entsprechende Bewegungen aus und die Vorstellungen bestimmter Bewegungen, oder anders gesagt, ein Complex bestimmter Bewegungsvorstellungen heisst eine plastische Vorstellung.

Stellen wir nun die zwei Extreme der Sehthätigkeit sich gegenüber, so bedeuten sie zwei Arten reiner Sehthätigkeit. Das ruhig schauende Auge empfängt ein Bild, welches das Dreidimensionale nur in Merkmalen auf einer Fläche*) ausdrückt, in der das Nebeneinander gleichzeitig erfasst wird. Dagegen ermöglicht die Bewegungsfähigkeit des Auges, das Dreidimensionale vom nahen Standpunkt aus direkt abzutasten und die Erkenntnis der Form durch ein zeitliches Nacheinander von Wahrnehmung zu gewinnnen.

Alle dazwischen liegenden Wahrnehmungsweisen sind Mischformen von Gesichtseindrücken und Bewegungsthätigkeit, unrein in Bezug auf die Qualität ihrer Erfahrungsbestandteile. Dahin gehört vor Allem das stereoskopische Sehen. Hierbei sehen wir den Gegenstand eigentlich

---

*) Um Missverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, dass ich dem gewöhnlichen, namentlich unter Künstlern üblichen Sprachgebrauche folgend, überall das Wort Fläche gebrauche, wo im mathematischen Sinne *Ebene* stehen müsste.

von zwei Standpunkten zugleich, und die Bewegung von dem einen zum anderen Standpunkt ist zu einem Moment zusammengedrängt, weil die Verschiedenheit der Standpunkte mit dem Abstand der gleichzeitig sehenden Augen zusammenfällt. Es findet im Grunde eine Vermischung von Gesichtseindruck und Bewegungsvorgang statt, welche wir imstande sind, dadurch zu sondern, dass wir das gemeinschaftliche Bild durch das Schliessen eines Auges auf die zwei getrennten Bilder zurückführen. Indem wir ein Auge schliessen, rücken wir gleichsam den Gegenstand in eine weitere Entfernung und erhalten ein reines einheitliches Flächenbild, welches wir der Einfachheit wegen von nun an *Fernbild* nennen wollen.

Nachdem wir so die Wahrnehmung in eine rein schauende und in eine sich rein bewegende Augenthätigkeit gesondert haben, wollen wir dem Verhältnis der Gesichtsvorstellung zu den Bewegungsvorstellungen näher nachgehen.

Das Fernbild von etwas Dreidimensionalem giebt uns einen reinen Gesichtseindruck, welcher aber durch bestimmte Merkmale der Erscheinung zu Bewegungsvorstellungen anregt, diese also so zu sagen latent in sich enthält. Geben wir uns dieser Anregung hin, so werden die Gesichtseindrücke zu Führern und setzen sich in Bewegungsvorstellungen um, wir gehen so zu

sagen im Fernbild spazieren. Soweit nun im Fernbild die Gesichtseindrücke eine nur zweidimensionale Ausdehnung des Gegenstandes bedeuten und wir aus dem Gesamteindruck Linien, die keine Perspektive enthalten, und Flächeneindrücke, die mit der Bildfläche parallel liegen, allein ins Auge fassen, stellen diese Anregungen zu Augenbewegungen zugleich das direkte geometrische Bild für diese Bewegungen dar. *Ein geometrisches Bild* für die *dritte* Dimension, d. h. für die Tiefenunterschiede, ist jedoch in dem Fernbild nicht enthalten, sondern nur eine *Anweisung* auf die Tiefenvorstellung, da ja in der Perspektive jede Linie verkürzt ist (eventuell zu einem Punkt zusammenschrumpft).

Gehen wir dagegen von der Bewegungsthätigkeit des Auges aus, d. h. tasten wir, aus der Nähe, denselben Gegenstand mit den Augen ab, so werden unwillkürlich die Bewegungsakte zu Gesichtsvorstellungen, Vorstellungen von Linien und einfachen Flächen, die aber nur eben als Illustrationen jener Bewegungen dienen, von den übrigen für die *schauende* Thätigkeit vorhandenen Unterschieden innerhalb der gesehenen Flächen, wie z. B. von Farbe, von Schatten und Licht dagegen abstrahieren. Aber auch die dritte Dimension, das Lageverhältnis der Flächen zu einander, fassen wir dabei als Linie auf, die uns eine Bewegung illustriert, indem

wir unseren Standpunkt ändern und damit imstande sind, uns Profilansichten aller dieser Lageverhältnisse zu schaffen. Die Vorstellungen eben dieser Bewegungen sind die wesentlichen Faktoren unserer Erkenntnis der plastischen Form.

Da die Gesichtsvorstellungen, die in die so gewonnene Formvorstellung eingehn, nach dem Obigen von der Erscheinung abstrahiert sind, so ist auch diese rein plastische Formvorstellung, eine nur abstrahierte.*)

Die plastische Vorstellung setzt sich also zusammen aus den Gesichtsvorstellungen von Linien und einfachen Flächen, die durch Bewegungsvorstellungen untereinander verbunden sind. Sie kennt somit eine Einheitsform nur für zweidimensionale Inhalte, — eben die genannten geometrischen Bilder. Die dritte Dimension fügt sie durch den Wechsel des

---

*) Die Zeichnungen eines Bildhauers sind direkt aus Bewegungsvorstellungen entstanden und die Erscheinung ist aus ihnen zusammengebaut. Es ist das leicht zu erkennen, wenn wir sie mit Zeichnungen eines Malers vergleichen, bei denen die Vorstellungen aus Erinnerung und Kenntnis des direkten Bildeindrucks entstehen. Wenn auch bei einem späteren Stadium der Durchführung sich die beiden Arten nähern können, so sind doch die Ausgangspunkte ganz entgegengesetzte.

Standpunktes hinzu; indem sie aber diese Verbindung der einzelnen geometrischen Bilder zu einem dreidimensionalen Gegenstande durch die Bewegungsvorstellungen nur *successive* schafft, kann durch diese Vorstellungsthätigkeit ein einheitliches Gesamtbild für die dreidimensionale Form, in der Vorstellung nicht zustande kommen.

Ein einheitliches Bild für den *dreidimensionalen Komplex* besitzen wir also allein im Fernbild, dieses stellt die einzige Einheitsauffassung der Form dar, im Sinne des Wahrnehmungs- und Vorstellungsaktes.

Da nun der Gesichtseindruck für die Tiefenvorstellung mit von den wechselnden mitwirkenden Umständen abhängt und daher ebenfalls wechselt, und wir andererseits, aus der Erscheinung die Form des Gegenstandes herauslesend, sie uns als Bewegungsvorstellung aneignen, so haften in uns keine klaren Bilder für die Tiefenvorstellung. In der That weiss sich jeder eine Kugel als Form vorzustellen, nicht aber, wie dieselbe sich als Gesichtseindruck rund ausspricht. Das was jeder festhält ist die Kreislinie als Zweidimensionales und die Bewegungsvorstellung, mit der er diese Kreislinie nach allen Seiten hin wiederholt.

So kommen wir zu der Erkenntnis, dass, abgesehen von der sehr verschiedenen Deutlichkeit des Formvorstellungsbesitzes der Men-

schen, dieser Besitz in einem sehr unklaren Zusammenhang mit den Gesichtsvorstellungen steht. Für den *Wahrnehmenden* geht der Vorgang des Sehens im Sinne des räumlichen Ablesens der Erscheinung ganz unbewusst vor sich, und er *empfängt* den Gesichtseindruck zu einer räumlichen Vorstellung. Beim *Vorstellen* setzt er sich jedoch den Gegenstand teils aus Gesichts-, teils aus Bewegungsvorstellung zusammen, d. h. er stellt sich ein ungefähres Gesichtsbild vor und füllt es je nach dem plastischen Bedürfnis mit Bewegungsvorstellung aus. Gesichtseindruck und Bewegungsvorstellung beziehen sich wohl auf denselben Gegenstand, stehen aber in keiner deutlichen inneren Beziehung zu einander.

Diese Unklarheit über die Erscheinungsmerkmale, welche uns als Aequivalent für die Formvorstellung dienen, ist deshalb natürlich, weil die einzige Kontrolle für diese Beziehung unserer Gesichts- und Bewegungsvorstellung in der Darstellung liegt; denn dort werden die Vorstellungen wahrnehmbar, und wir können alsdann die Probe machen, ob wir unmittelbar auf den aus der Darstellung empfangenen Eindruck reagieren. Alle sonstigen geistigen Disciplinen lassen in diesem Punkte den Menschen ganz naiv, in einem gänzlich unbewussten Verkehr mit der Natur und in einem gänzlich un-

klaren Vorstellungsbesitz. Die bildende Kunst allein stellt die Thätigkeit dar, in der sich das Bewusstsein nach dieser Richtung hin entwickelt, und welche die Kluft zwischen der Formvorstellung und den Gesichtseindrücken aufzuheben und beide zu einer Einheit zu gestalten sucht. Andererseits beruht der eigentliche Genuss und das direkt Wohlthätige am Kunstwerk im Empfangen dieser Einheit und im sicheren, unmittelbaren Erfassen dieser natürlichen Harmonie.

Betrachten wir nun von diesem Standpunkte aus die darstellende Thätigkeit des Bildhauers und des Malers. Das geistige Material des Bildhauers sind seine Bewegungsvorstellungen, welche er teils direkt aus der Bewegungsthätigkeit des Auges selbst, teils aus den Gesichtseindrücken gewinnt, und diese Vorstellungen bringt er, indem er sie mit der Hand wirklich ausführt, an einem stofflichen Material direkt zur Darstellung. Diese so dargestellten Bewegungsvorstellungen geben alsdann wieder einen Gesichtseindruck ab und sollen in diesem Gesichtseindruck als Fernbild ihre Einheitsform gewinnen. Es frägt sich dann notwendig, ob dieses Fernbild oder diese reine Erscheinung auch ein deutliches Ausdrucksbild der Form abgiebt oder nicht. Der Bildhauer gestaltet also indirekt an einem Gesichtseindruck oder einer einheitlichen Er-

scheinung. Die dargestellte Form oder die realisierten Bewegungsvorstellungen prüft er an dem Gesichtseindruck, den er empfängt, wenn er genügend zurücktritt, um das Fernbild der Form zu empfangen. So lange dies einheitliche Bild nicht entsteht, ist die reale Form noch nicht zu ihrer wahren Einigung gelangt, denn die letzte Wahrheit ihrer Einigung liegt eben darin, dass das entstehende Bild die volle Ausdrucksstärke für die Form besitzt. Hierin liegt das plastische Problem des Bildhauers.

Verfolgen wir die Thätigkeit des Malers, so sind sein geistiges Material der Darstellung die Gesichtsvorstellungen, diese bringt er direkt auf der Fläche zum Ausdruck und gestaltet damit ein Ganzes im Sinne des Fernbildes. Insofern diese Eindrücke jedoch die Formvorstellung erwecken sollen, ergiebt sich die Aufgabe, ein Flächenbild so darzustellen, dass wir die volle Formvorstellung von dem Gegenstande empfangen. Dies zu leisten ist er nur dadurch imstande, dass er alle Gesichtseindrücke auf ihre plastische Anregungskraft hin prüft und zu diesem Zwecke verwendet und gestaltet. Darin liegt das Problem des Malers. Bei Beiden handelt es sich also um ein gegenseitiges in-Beziehung-setzen von Bild- und Formvorstellung, nur realisiert der Maler ein Bild in Beziehung zur Formvorstellung und

der Bildhauer eine Formvorstellung in Beziehung zu einem Bildeindruck.

Die Formvorstellung der Natur, als Produkt aus dem einheitlichen Flächenbilde oder Fernbilde, beruht auf einem unendlichen Erfahrungsaustausche der Gesichts- und Bewegungsvorstellungen, der unbewusst zu fester Gesetzmässigkeit geführt hat, insofern nämlich eine bestimmte Formvorstellung die notwendige Konsequenz eines bestimmten Flächeneindrucks bei allen Sehenden wird. Deshalb bedeutet dieses in-Beziehung-setzen der beiden Vorstellungsarten soviel, als das gesetzmässige Verhältnis zwischen ihnen aufsuchen oder sie in dasselbe zueinander setzen Dieses gesetzmässige Verhältnis existiert nur für die Vorstellung, ist nur in ihr fühlbar. Wir empfinden bloss, ob die Formvorstellung unwillkürlich reagiert oder nicht. Diese Gesetzmässigkeit tritt also bei jedem Sehenden in Kraft, jedoch als selbstverständliche Lebensthätigkeit nicht in das Bewusstsein.

Stellen wir nun den Künstler einem Naturgebilde gegenüber, als einem bestimmten Einzelfalle, so wäre seine Aufgabe, es aus dem Gesichtspunkte dieser allgemeinen Gesetzmässigkeit aufzufassen und darzustellen. Alle Naturerscheinung als Einzelfall muss in einen allgemeinen Fall umgesetzt werden, muss zu einem

Gesichtsbild werden, welches als Ausdruck der Formvorstellung eine allgemeine Bedeutung hat.

Indem der Künstler die Natur von diesem Gesichtspunkte aus auffasst, stellt er der jeweiligen Naturerscheinung eine Bilderscheinung gegenüber, bei der das Zurückführen auf diese Gesetzmässigkeit die Naturerscheinung verarbeitet und geklärt hat, und welche dadurch unserem Vorstellungbedürfnis entspricht.

Die Art der Faktoren, welche er im Wechsel der Naturerscheinung festhält und zu diesem gesetzmässigen Bau verwendet, — die Art der Erscheinungsmittel, welche er in den Bereich seiner Verarbeitung der Naturerscheinung zum Zwecke der gesetzmässigen Anregung der Formvorstellung herbeizieht, wird seine individuelle Anschauungsweise, sein subjektives Vorstellungsbedürfnis ausmachen. Bei diesem individuellen Spielraume stellt jedoch das wahre Kunstwerk stets ein gesetzmässiges Bild unserer Vorstellung dar und gelangt erst dadurch zu seiner künstlerischen Bedeutung.

II.

Form und Wirkung.

Um nun näher die Konsequenzen des Problems für den Maler und Bildhauer entwickeln zu können, ist es nötig, noch eingehender das

Verhältnis des Fernbildes zu den Bewegungsvorstellungen im Allgemeinen zu untersuchen.

Indem wir Bewegungsvorstellungen und die damit verbundenen Begrenzungslinien entwickeln, gelangen wir dazu, den Dingen eine Form zuzuschreiben, die unabhängig vom Wechsel der Erscheinung ist. Wir erkennen sie als denjenigen Faktor der Erscheinung, welcher vom Gegenstand allein abhängt. Wir können diese teils direkt durch Bewegung gewonnene, teils aus der Erscheinung abstrahierte Form, die *Daseinsform* des Gegenstandes nennen.

Der Formeindruck jedoch, den wir aus der jeweilig gegebenen Erscheinung gewinnen, und der in ihr als Ausdruck der Daseinsform enthalten ist, ist stets das gemeinschaftliche Produkt des Gegenstandes auf der einen Seite, der Beleuchtung, der Umgebung und des wechselnden Standpunktes auf der andern Seite und steht deshalb der abstrahierten vom Wechsel unabhängigen Daseinsform als eine *Wirkungsform* gegenüber.

Es liegt aber in der Natur der Wirkungsform, dass jeder Einzelfaktor der Erscheinung nur im Bezug und im Gegensatz zu einem andern etwas bedeutet, dass alle Grössen, alles Hell und Dunkel, alle Farben etc. nur relativ einen Wert abgeben. Alles beruht auf

Gegenseitigkeit. Jedes wirkt auf das andere, bestimmt dessen Wert mit.

Wenn wir also von einem Gesamteindrucke reden, so heisst dies ein gemeinschaftliches Wirkungsresultat aller Erscheinungsfaktoren, und da das Fernbild gerade in dem Auffassen einer gemeinschaftlichen Wirkung besteht, so folgt daraus, dass seine einzelnen Erscheinungsfaktoren nur in der bestimmten Beziehung zu einander, welche diesen Gesamteindruck hervorruft, ihre Bedeutung haben, während sie an und für sich genommen, d. h. aus dem Zusammenhang gerissen, sie verlieren.

Wenn wir deshalb imstande sind, aus einer Gesamterscheinung, den darin enthaltenen Wirkungen folgend, uns eine Formvorstellung des Gegenstandes zu machen, so ist dies die Folge des Verhaltens der Einzelfaktoren zu einander.

Daraus folgt aber, dass, wenn wir bei der bildlichen Darstellung von der Formvorstellung ausgehend, zu einer ihr entsprechenden Gesamterscheinung gelangen, so zu sagen eine Gleichung zwischen der Daseinsform und der Erscheinung ziehen wollen, dies nicht erreicht wird, wenn wir die einzelnen Bewegungs- oder Formvorstellungen Stück für Stück direkt als Gesichtseindruck fassen und auf diese Weise addierend eine Gesamterscheinung zusammen-

setzen. Denn bei solchem Einzelumsatz fassen wir das Einzelne nicht in seiner Wirkungsbedingtheit durch das Ganze und für das Ganze auf, sondern immer als abgeschlossene Einzelheit.

Wir sind also gezwungen, unsere Formvorstellung in solche Erscheinungsfaktoren umzusetzen, welche erst innerhalb der gemeinschaftlichen Wirkung durch ihr Zusammenwirken zu einer Gleichung der Form werden. Denn es handelt sich ja nicht nur darum, dass Tiefenvorstellungen in Flächeneindrücke umgewandelt werden und als ein Nebeneinander im einheitlichen Sehakt aufgefasst werden können, sondern darum, dass der gesamte Flächeneindruck einen richtigen Gesamteindruck für die Formvorstellung abgiebt.

Wir können die Werte der Daseinsform als Zahlenwerte auffassen, und wie man in der Algebra von dem Zahlenwert abstrahiert und den Wert nur als Verhältnismöglichkeit von a zu b zum Ausdruck bringt, so erhebt der bildliche Eindruck alle wirklichen Raumgrössen zu Verhältniswerten, die nur für's Auge eine Gültigkeit haben. Auf solche Weise kommt die Gleichung zwischen der Daseinsform und der Wirkungsform zustande.

Wenn ich einen Finger fixiere, so erhalte ich einen Verhältniseindruck der Fingerformen.

Fixiere ich jedoch die ganze Hand, so sehe ich den Finger im Verhältnis zur ganzen Hand und erhalte einen neuen Eindruck als Verhältniseindruck des Fingers zur Hand. Sehe ich dann die Hand mit dem Arm zusammen, so ändert sich wiederum der Eindruck u. s. w. in infinitum. Die Hand kann mir an sich stark vorgekommen sein, als ich sie allein sah, im Verhältnis zum Arm erscheint sie vielleicht zart, weil der Arm sehr stark ist.

Während Anfangs die Formen des Fingers nur als ein Gesamteindruck der dem Finger allein gehörigen Einzelformen aufgefasst wurde, entsteht sie später als Verhältniseindruck zu anderen mitwirkenden Formen. In beiden ist die Daseinsform des Fingers dieselbe, ihre Wirkungsrolle in der Erscheinung hat sich aber geändert. Sie erhält als Wirkungsform einen Accent, der ihr allein nicht zukommt. Auf diese Weise geht die ganze Daseinsform in Wirkungsverhältnisse und Wirkungswerte auf und die gegenständliche Vorstellung verwandelt sich in eine Vorstellung von Wirkungswerten, die immer nur in der gegebenen Gesamtheit ihre Geltung haben.

Andererseits kann die blosse Gruppierung dazu führen, die Formwerte in ihrer Wirkung verschieden zu accentuieren. Wir können z. B. gleichlange Linien so zu einander stellen, dass

sie verschieden lang wirken; es giebt bekannte geometrische Figuren, die diese Täuschung bezwecken. Es wird daraus begreiflich, dass der Wert der einzelnen Daseinsform entweder falsch, wie im gegebenen Beispiel oder gleichgültig, d. h. ohne eindringliche Accentuierung oder aber stark und eindringlich zur Wirkung kommen kann. In allen drei Fällen bleiben die wirklichen Maasse der Daseinsform dieselben, es ändert sich jedoch die Wirkungsform. Ob also der Wirkungsaccent so oder so fällt, hängt von der Gesamtsituation ab und ist, wie die Situation selbst, entweder stabil oder einem Wechsel unterworfen. Es ist dies für unseren Formeindruck in der Natur von grosser Bedeutung. Da viele Gegenstände an eine bestimmte Situation gebunden sind, so kennen wir sie nur als bestimmte Wirkungsform und durch eine Aenderung der Situation scheint sich ihre Daseinsform zu ändern. Derselbe Turm z. B., der, über die Häuser allein in die Luft ragend, uns einen schlanken Eindruck macht, wird plötzlich plump, wenn wir ihm zur Seite dünne Fabrikschlöte aufstellen.

Auf diese Weise nimmt der Gegensatz, in dem der Gegenstand zu seiner Umgebung steht, Teil an seiner Charakterisierung und, je nachdem sich bestimmte Situationen mit der Gegenstandsvorstellung in uns festsetzen, setzen

sich auch bestimmte Wirkungsaccente in unserer Vorstellung fest, welche die Daseinsform charakterisieren. Wir können von einem Ausnahmsaccent und einem normalen sprechen und von einem zufälligen und typischen, je nachdem innerhalb des Wechsels sich gewisse Wirkungsforderungen in unserer Vorstellung festgesezt haben. Der Künstler je nach seiner individuellen Begabung bereichert unser Verhältnis zur Natur, indem er die Daseinsform in Situationen bringt, die ihr neue normale Wirkungsaccente verleihen. Je normaler und typischer die Wirkungsaccente in einem Kunstwerk fallen, desto objektivere Bedeutung besitzt es.

Damit hat sich denn im Gegensatz zur blossen Daseinsform der Inhalt dessen, was wir Formvorstellung nennen müssen, dahin erweitert, dass wir uns einen Komplex von Bewegungsvorstellungen mit einer räumlichen Wirkungsrolle verbunden vorstellen. Und ebenso haben sich mit diesem Inhalt auch die Anforderungen erweitert, welche wir an die Erscheinung stellen als Ausdruck der räumlichen und plastischen Natur.

Während wir uns eine Formvorstellung machen, schaffen wir unwillkürlich an einer Gesichtsvorstellung, welche einer Wirkungsrolle dient. Ist sie noch so dürftig, so ist sie

doch imstande, den allgemeinen Formbegriff, der sich in dieser Wirkung ausspricht, festzuhalten. Wenn die Kinder ein Gesicht als Kreis mit zwei Punkten als Augen, einem senkrechten Strich als Nase und einem wagrechten als Mund zeichnen, so stellen sie damit eben diese notwendige Wirkung dar, als ganz entsprechendes Bild unserer natürlichen Vorstellung der Wirkungsform.

Deshalb muss denn auch die künstlerische Darstellung diese elementaren Wirkungen, welche uns den allgemeinsten Formbegriff lebendig machen, aus der Gesamtfülle der Erscheinungen und trotz dieser zustande bringen, wenn sie stark und natürlich sein soll. Beim gemalten oder gemeisselten Menschengesicht muss das, was das Kind mit den paar Strichen festgehalten hat, ebenso vorherrschen als Grundwirkung. So ist z. B. der sogenannte griechische Gesichtstypus bei den alten Statuen, die sogenannte griechische Nase, aus diesem Bedürfnis entstanden, nicht etwa, weil die Griechen solche Köpfe hatten. Ein solcher Kopf wirkt unter allen Umständen klar und stellt die typischen Wirkungsaccente dar.

Aus all diesem haben wir aber erkannt, dass die Daseinsform, die messbare Naturform oder ihre gegebenen räumlichen Maasse vom Auge wohl abgetastet, dann aber nicht als

Einheit aufgefasst werden können. Diese Einheit für's Auge existiert nur in der Form von Wirkungen, die alle thatsächlichen Maasse in Verhältniswerte umsetzen; nur als solche besitzen wir sie als Gesichtsvorstellung. Auch die Vorstellungen von abstrahierten Begrenzungslinien und ihres Lageverhältnisses zu einander, welche der Daseinsform zukommen, sind als Gesichtsvorstellungen immer nur als Verhältnisausdruck vorhanden und daher relative Grössen. Die Formvorstellung gelangt so zu einer Art der Abstraktion, indem sie die Empfindung räumlicher Werte festhält, die nur in der Einkleidung individueller Grössenverhältnisse realisiert werden können. Nur aus der Wirkung des Fernbildes können wir aber die Formwerte einheitlich abstrahieren, weil nur da die Erscheinungselemente gleichartig und gleichzeitig auftreten. Das künstlerische Sehen besteht also in dem starken Auffassen dieser Formempfindungen, gegenüber der blossen Kenntnis der Daseinsform als Addition von isolierten Wahrnehmungen, wie sie nur für die wissenschaftliche Betrachtung von Bedeutung sein kann.

Im Festhalten solcher Eindruckswerte liegt die Bedeutung der *Vorstellung* gegenüber der *direkten Wahrnehmung* und dem *blossen Erinnerungsbild* der Wahrnehmung. Die Kunst besteht nun darin, diesen abstrahierten Vor-

stellungsbesitz wieder einzukleiden, und sie schafft dadurch einen Eindruck, welcher beim Beschauer ohne Rest in Vorstellungswerte aufgeht, während der Natureindruck noch kein aus diesem Gesichtspunkt gereinigtes Vorstellungsbild ist.

Und wenn dieser Wirkungswert nur ein Produkt der zusammenwirkenden Erscheinung ist, nicht ein an und für sich greifbarer und darstellbarer, so kann, wie gesagt dieser Wirkungswert im Kunstwerk nur resultieren, wenn die Gesamterscheinung danach angelegt ist, wenn sie die notwendigen Bedingungen dazu enthält. Und da es in natura ganz vom Zufall abhängt, ob diese Bedingungen in der Erscheinung vorliegen, so kann die Darstellung nicht in einem mechanischen, positivähnlichen Warnehmungskonterfei der zufälligen Erscheinung liegen, sondern in der Darstellung der Bedingungen, welche diesen Wirkungswert positiv für unsere Vorstellung erzeugen. Um der Daseinsform zu ihrem Wirkungswert zu verhelfen, müssen wir die Gesamtsituation nach Maassgabe unserer Erfahrung von Wirkungsbedingungen gestalten. Wir müssen die Daseinsform unter solche Umstände bringen, dass sie neu die Vorstellung erzeugen muss, welche wir von ihr allmälig gewonnen haben. Durch die Wirkungsgestaltung des Einzelfalles geben wir die Vorstellung, die sich an tausend

Fällen gebildet hat. Für den Künstler bedeutet so die Darstellung der Natur eine Darstellung dieser von seiner Vorstellung schon verarbeiteten und zu räumlichen Wirkungswerten geprägten Formenwelt. Durch die Darstellung soll dies Gepräge fühlbar werden, es soll sprechen, zum starken Ausdrucke kommen. Denn erst dann wird das Kunstwerk zu einem wahren Ausdruck unseres Verhältnisses zur Natur, wie es sich in unserer räumlichen Vorstellung naturgemäss bildet. Diese Auffassung, die aus dem Bewusstsein entspringt, dass unser Verhältnis zur Natur und ihrer abstrahierten Daseinsform nur dadurch zur Erscheinung kommt, dass wir das Gebilde als ein Wirkungsverhältnis und Wirkungsprodukt fassen, diese Auffassung ist die künstlerische.

Die sogenannte positivistische Auffassung, welche die Wahrheit in der Wahrnehmung des Gegenstandes selber sucht, nicht in der Vorstellung, die sich von ihm in uns bildet, sieht das künstlerische Problem nur in der genauen Wiedergabe des direkt Wahrgenommenen. Allen Vorstellungseinfluss hält sie für eine Fälschung der sogenannten Naturwahrheit und sie bemüht sich, die Darstellung zu einem möglichst genau imitierenden Aufnahmsapparat zu steigern, sich rein mechanisch receptiv zu verhalten. Sie bestrebt sich, die momentane Wahrnehmung

von den Vorstellungen loszulösen, welche naturgemäss das eigentliche Sehen bedingen. Denn das Sehen ist ja eben kein mechanischer Akt allein, sondern die Erfahrung der Vorstellung ist es, welche uns das mechanische Augenbild zu einem Bilde der räumlichen Natur macht, uns überhaupt erst erkennen lässt, was er darstellt. Ob nun dies Festkleben an der Wahrnehmung sich auf die Bewegungsvorstellungen oder auf die Gesichtseindrücke bezieht, ist hierbei gleich. Es giebt einen Positivismus ebensowohl gegenüber der gegebenen Daseinsform, wie auch gegenüber der gegebenen Wirkungsform, sei es bei der plastischen oder malerischen Darstellung. Der Höhepunkt des Positivismus gegenüber der Erscheinung wäre erreicht, wenn wir mit der Unerfahrenheit des neugeborenen Kindes wahrnehmen könnten. Er sucht nach einer Darstellung, welche diesem ungeklärten Eindruck unserer ersten Lebensstunden entspricht, wo die Vorstellungen erst anfangen, sich zu bilden. Dies Streben ist durch die Erfindung der Photographie sehr unterstützt worden. Dabei wird übersehen, dass der Mensch gar nicht imstande ist, seine Vorstellungen ganz abzustreifen, weil er eben mit ihnen sieht, und so steht denn deren unwillkürlicher Einfluss im Widerspruch zu dem bezeichneten Bestreben. Das hat zur natürlichen Folge,

dass die Anregung für unsere räumliche Vorstellung, welche durch solche Darstellung entsteht, eine kümmerliche sein muss, anstatt dass sie im Kunstwerke sich steigert und eigentlich auswächst. Solche Darstellungen sind so zu sagen stumm, denn die Fähigkeit, zu unserer Formvorstellung zu sprechen, ist der Erscheinung künstlich ausgetrieben.

So ist denn das Kunstwerk ein abgeschlossenes, für sich und in sich beruhendes Wirkungsganzes und stellt dieses als eine für sich bestehende Realität der Natur gegenüber.

Im Kunstwerk existiert die Daseinsform nur als Wirkungsrealität. Indem das Kunstwerk die Natur als Relation von Bewegungsvorstellung und Gesichtseindruck fasst, wird sie für uns vom Wechsel und Zufall befreit.

Es ist deshalb ein naiver Irrtum, wenn man glaubt, der Eindruck einer Figur, wie er im gegebenen Kunstwerk nur auf diesem Einklang beruht, bleibe fortbestehen, wenn man sich die Daseinsform in einer anderen Wirkungskonstellation denkt, die Figur z. B. in einer anderen Situation. Man verwechselt alsdann die Identität der Person mit der der Wirkung.

Daraus geht auch hervor, dass alle sogenannten Proportionslehren, welche man für die Kunst aufgestellt hat, von vornherein aus einem Missverständnisse entsprungen sind. Die notwen-

digen Proportionen müssen aus der Gesamtheit des Kunstwerkes stets neu geschaffen werden und neu resultieren, nicht aber darf die Gesamtheit die Addition von feststehenden Einzelproportionen sein.

Es leuchtet ein, dass nur bei Kunstschöpfungen, welche sich als Gesamtanordnung stets wiederholen, wie z. B. beim griechischen Tempel, sich für die einzelnen Bauteile annähernd feststehende Verhältnisse ausbilden können. Letztere sind das notwendige Produkt einer feststehenden Gesamtanlage. Fällt diese weg, so sind auch die Proportionen der Einzelglieder hinfällig und müssen in ihrem neuen Zusammenhang neu gefunden werden. Andererseits erklärt sich aber aus dem Obigen, dass bei der Plastik die Formverhältnisse einer Ansicht zuweilen für die Wirkung der Hauptansicht geopfert werden müssen, wie es z. B. der zu kurze Fuss des Praxitelischen Fauns illustriert.

III.

Die Raumvorstellung und ihr Ausdruck in der Erscheinung.

Wir haben das Verhältnis von Erscheinung zu räumlicher Vorstellung in den vorigen Kapiteln vor Allem im Hinblick auf Gegen-

stände verfolgt. Es ist nun nötig, dasselbe in Bezug auf die Natur als Raumganzes zu thun. Unter einem Raumganzen verstehen wir den Raum als dreidimensionale Ausdehnung, das «nach den drei Dimensionen sich bewegenkönnen oder bewegen» unserer Vorstellung; sein Wesentliches ist die Kontinuität. Stellen wir uns deshalb das Raumganze vor wie eine Wassermasse, in die wir Gefässe senken und dadurch Einzelvolumina abgrenzen als die bestimmten geformten Einzelkörper, ohne die Vorstellung der kontinuierlichen Wassermasse zu verlieren. Dieses Raumganze der Natur soll durch die Darstellung zum Ausdrucke kommen, wenn wir die elementarste Wirkung der Natur, die sich uns aufdrängt, festhalten wollen.

Da wir der Natur nicht nur als Augengeschöpfe und festgebannt an einen Standpunkt gegenüber stehen, sondern mit allen unseren Sinnen zugleich in ewigem Wechsel und in Bewegung, so leben und weben wir in dem Raumbewusstsein einer uns umgebenden Natur, auch wenn die Erscheinung an sich noch so wenig Anhaltspunkte zur Raumvorstellung bietet. Wir fragen nicht, wie kommt das Bewusstsein zustande, auf welcherlei Eindrücken, Wahrnehmungen beruht es. Wir machen nicht den Anspruch, dass die Erscheinung uns immer neu den

Raum exemplifiziere, wir haben ja das Bewusstsein, dass er ist, auch bei geschlossenen Augen.

Bei der Darstellung jedoch handelt es sich ja gerade darum, durch die hervorgebrachte Erscheinung und nur durch sie diese Vorstellung des Raumes zu erwecken. Bei dem engen Rahmen des Bildes, den spärlichen und stabilen Mitteln, die nur durch's Auge und nur in beschränkter Weise wirken können, muss der Künstler sich klar sein, was es für Konstellationen in der Erscheinung sind, die am unfehlbarsten, am zwingendsten im Beschauer dies Raumgefühl, diese elementarste Wirkung der Natur erzeugen. Je stärker er den Raumgehalt, die Raumfülle im Bild zur Anschauung bringt, je positiver durch die Erscheinung für die Raumvorstellung gesorgt ist, zu desto stärkerem Erlebnis wird uns das im Bilde Dargestellte, desto wesenhafter stellt sich das Bild der Natur gegenüber.

Stellen wir uns nun diese Aufgabe vor, durch die Erscheinung dieses allgemeine Naturvolumen zur Anschauung zu bringen, so müssen wir vorerst dieses Naturvolumen uns plastisch vorstellen als einen Hohlraum, welcher zum Teil durch die Einzelvolumina der Gegenstände, zum Teil durch den Luftkörper erfüllt ist. Er existiert nicht als ein von aussen begrenzter, sondern als ein von innen belebter.

Wenn nun die Begrenzung oder Form des Gegenstandes auf sein Volumen hinweist, so ist es auch möglich, durch die Zusammenstellung von Gegenständen die Vorstellung eines durch sie begrenzten Luftvolumens zu erwecken. Denn im Grunde ist die Begrenzung des Gegenstandes auch eine Begrenzung des ihn umgebenden Luftkörpers. Es frägt sich alsdann, wie die Gegenstände angeordnet werden, damit die Bewegungsvorstellung, welche durch sie angeregt wird, nicht vereinzelt bleibt, sondern fortgeleitet wird und, sich mit einer anderen verbindend, weiter und weiter nach allen Dimensionen hin den allgemeinen Raum durchwandert, so dass wir an der Hand solcher Bewegungsvorstellungen das ganze Volumen oder den allgemeinen Raum durchleben und als ein Ganzes und Lückenloses auffassen. Es handelt sich also darum, mit den Gegenständen einen Gesamtraum aufzubauen, so zu sagen ein Bewegungsgerüste zu schaffen, welches, obschon durchbrochen, uns dennoch ein kontinuierliches Gesamtvolumen deutlich macht. Dadurch wird der Einzelgegenstand zu einem Bauteile und erhält seine Stelle im Hohlraum aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Raumentwicklung und seiner Fähigkeit, die Raumvorstellung zu erwecken und weiter zu leiten.

Soweit haben wir uns diesen Gerüstbau

plastisch klar gemacht. Da wir ihn aber als Erscheinung für's Auge erfassen sollen, so handelt es sich dabei um eine Anordnung der Gegenstände, insofern diese als Erscheinung die Bewegungsvorstellung fortführen. So tritt das, was beim Einzelkörper als Modellierung für's Auge geschieht, auch wieder durch die Einzelkörper für's Ganze in Kraft. Dadurch wird das Ganze ein ebenso zusammenhängender modellierter Raumkörper, wie der Einzelkörper an sich.

Um das einfachste Beispiel zu geben, so denke man sich eine Ebene. Es ist einleuchtend, dass sie deutlicher zur Anschauung kommt, wenn irgend etwas darauf gestellt wird, z. B. ein Baum, also ein Senkrechtes. Dadurch, dass etwas auf ihr steht, spricht sich sofort die horizontale Lage der Fläche, man könnte fast sagen, als räumlich sich bethätigend aus. Umgekehrt wirkt aber auch der Baum, in seiner anstrebenden, senkrechten Formtendenz durch die horizontale Fläche gesteigert. Kommt nun noch die Wirkung von Schatten und Licht hinzu, so dass der Baum einen Schatten auf die Erdfläche wirft, so wird das räumliche Verhältnis beider nochmals erwähnt, nochmals der Vorstellung aufgezwungen. Ziehen am Horizonte ein paar Wolkenstreifen den Blick nach hinten, so schreiten wir auf der Ebene nach der Tiefe

und erleben somit mit den einfachsten Erscheinungsmitteln alle Raumdimensionen als eine gemeinschaftliche Anregung. Damit lässt sich aber verstehen, wie die Einzelgegenstände durch ihre Stellung und Anwendung an der Darstellung des Gesamtraumes arbeiten und je nach ihrer Verwertung die Raumanregung des Ganzen verstärken, andererseits durch diese Verwendung an sich als Einzelgegenstände stärker zum Ausdruck kommen, weil sie eben im Ganzen eine bestimmte räumliche Funktion haben, eine bestimmte räumliche Rolle spielen.

In dieser Doppelrolle, welche in einer Raumwirkung für's Ganze und für's Einzelne besteht, erkennen wir aber die künstlerische Verknüpfung des Ganzen und Einzelnen — die Gelenke der Erscheinung als eines künstlerischen Organismus. Wir erkennen auf diese Weise die Möglichkeit eines Zusammenhanges und einer Einheit in einem Bilde, die mit dem Zusammenhange der Natur als organischer Einheit oder als Einheit eines Vorganges nichts zu thun hat. Es ist dieser Zusammenhang das spezielle Eigentum der bildenden Kunst, und er liegt deshalb meistens ausserhalb des Verständnisses der Laien.

Denke man sich z. B. eine Landschaft, so ist der organische Zusammenhang in ihr gegenüber dem in einem menschlichen Körper schon

in hohem Grade gelockert. Die Bäume können da oder dort stehen, der Fluss die oder jene Windung machen, die Berge so oder so sich hinziehen; es hängt dies Alles von der Willkür des Künstlers ab. Also der organische Zusammenhang bietet sehr wenig als Notwendigkeit, und dennoch empfinden wir bei einem guten Landschaftsbilde eine notwendige Zusammengehörigkeit, als könne es eben nicht anders sein. Diese Zusammengehörigkeit ist keine andere als die eben klargelegte. Alles in der Bildfläche Erscheinende bedingt sich gegenseitig als Anregung zu einer geschlossenen Raumeinheit in der Vorstellung. Obschon der Laie mit gegenständlichem Interesse das Einzelne aufsucht, erliegt er unbewusst dieser Wirkung, wodurch ihm Alles räumlich lebendig und zu einer Einheit wird. Dieses Lebendigwerden, diese innere Konsequenz der Bilderscheinung wird er empfinden, ohne sie sich erklären zu können. Seine Anschauung und Phantasie ist sowohl erregt wie festgebannt von der Gegenwärtigkeit des Eindrucks. Beim Landschaftsbild, wo das gegenständliche Interesse beschränkter ist, wird der Beschauer sich der künstlerischen Wirkung leichter überlassen. Beim Figurenbilde jedoch stürmen alle Interessen für die Figuren als solche, als Einzelgeschöpfe, auf ihn ein, und er verliert sich leicht in diesen Einzelinteressen.

Man denke sich aber, dass analog dem Landschaftsbilde, auch hier alles nach Maassgabe der Raumentwicklung angeordnet ist, man denke die Figuren im Bilde immer mit der Aufgabe, an dieser Raumentwicklung für das Auge mitzuarbeiten und man wird den Zusammenhang sich erklären können, der dem Bilde eine künstlerische Notwendigkeit, eine Notwendigkeit der Erscheinung verleiht. Man wird erkennen, dass die Figuren eine viel allgemeinere Aufgabe im Bilde lösen, als die, einen Vorgang zu erzählen.

Fassen wir nun alles dieses kurz zusammen, so hat sich gezeigt, dass die Bild-Erscheinung aus einem Komplex von Gegensätzen bestehen muss, welche alle gegenseitig und wiederum im Ganzen Anregungen für die plastische und räumliche Vorstellung in uns bewirken, wenn wir ein wahrhaft lebendiges Bild der realen räumlichen Natur erhalten sollen. In diesem gegenseitigen Bedingen der Erscheinungsgegensätze und in ihrem gemeinschaftlichen Hervorrufen eines Raumganzen besteht eine Einheit der Erscheinung, welche nichts gemein hat mit der organischen oder der Vorgangseinheit in der Natur.

Das jeweilige Produkt von Erscheinungsgegensätzen, welches eine räumliche Vorstellung ausmacht, wollen wir zum Unterschiede von den Anregungen, welche in Vorgangsvorstellungen

bestehen, mit dem Ausdruck *Raumwerte der Erscheinung* bezeichnen.

Wenn also z. B. eine Form durch Licht und Schatten für's Auge modelliert wird, so ist das Erscheinungsmittel oder der Gegensatz: hell und dunkel. Insofern jedoch hell und dunkel in diesem bestimmten Verhältnis und an dieser bestimmten Stelle zu seiner modellierenden Wirkung gelangt, und es für das kombinierende geistige Auge seinen Wert abgibt, stellt es einen Raumwert der Erscheinung dar.

Da nun die Raumerscheinung selbst das Produkt verschiedener in der Natur zusammenwirkender Elemente ist, wie z. B. der Gegenstand als Daseinsform, seine Lokalfarbe, die Beleuchtungsquelle als Lichtrichtung und Qualität, der Standpunkt, den der Beschauer zum Gegenstande einnimmt, so bedeuten die Raumwerte mehr oder minder reiche Kreuzungs- oder Knotenpunkte dieser Naturwirkungen. In ihnen kommt ein Zusammenwirken zustande an sich auseinanderliegender Naturmomente, in ihnen offenbart sich eine Einheit, die nur der Gesichtssinn erfasst und die ihm von getrennten Verhältnissen eine gleichzeitige Aussage macht, wodurch eine räumliche Orientierung der Vorstellung entsteht, ein Erfassen der räumlichen Sachlage. In ihnen liegt die Möglichkeit, Einzelgegenstände, die an und für sich aus realen

Gründen in keinem notwendigen Zusammenhange stehen und keine notwendige räumliche Stellung zu einander einnehmen, in einen notwendigen, sich bedingenden Zusammenhang als Erscheinung zu bringen. Es ist nun leicht begreiflich, dass in der Entdeckung der Raumwerte der Erscheinung die spezielle künstlerische Kraft und Begabung des Malers liegt, und dass im Bilde den Raumwerten die eigentliche gestaltende und einigende Fähigkeit innewohnt.

Wenn wir bedenken, welch unendlich anderes Ding ein Bild ist, als das Dargestellte in natura, so bliebe seine Kraft, im Menschen die Illusion zu erwecken, ein Rätsel, wenn nicht ebenso wie die Natur auch das Bild zuerst einen Prozess in uns erzeugen müsste, um die Vorstellung des Raumes zu erwecken. Indem Natur und Bild diesen Anreiz üben, gelangen sie zu einem gleichen Resultat für die Vorstellung. Die Parallele zwischen Natur und Kunstwerk wäre also nicht in der Gleichheit ihrer faktischen Erscheinung zu suchen, sondern darin, dass ihnen beiden zur Erweckung der Raumvorstellung die gleiche Fähigkeit innewohnt. Nicht um die Täuschung handelt es sich, dass man das Bild für ein Stück Wirklichkeit halte, wie beim Panorama,*)

---

*) Das Panorama, welches die Gesamterscheinung teils durch rein malerische, also Flächenmittel,

sondern um die Stärke des Anregungsgehaltes, welcher im Bilde vereinigt ist.

---

teils durch wirkliche räumliche Perspektive und plastische Darstellung aufbaut, sucht den Beschauer dadurch in die Realität zu versetzen, dass es in ihm durch die faktische Vertiefung des Raumes, welchen der Gesamtaufbau des Panoramas in Anspruch nimmt, wirkliche verschiedene Augenakkommodationen veranlasst, wie in der Natur. Dabei sucht es uns aber über diese faktischen Distanzen, welche die verschiedenen Akkommodationen nötig machen, zu täuschen. Es giebt ihnen durch malerische Mittel eine ganz andere und nach hinten sich steigernde Raumbedeutung. Das Brutale bei diesen Mitteln liegt darin, dass ein feinfühliges Auge die Art der Akkommodation im Widerspruch mit den Gesichtseindrücken empfindet, welche es dabei erhält. Es sieht der Akkommodation nach einen Meter Distanz, dem Gesichtseindrucke nach eine Meile. Dieser Widerspruch ruft ein Unbehagen, eine Art Schwindel hervor, anstatt des Behagens eines klaren Raum-Eindruckes.

Je besser das Panorama, d. h. je grösser die Täuschung, desto quälender das Gefühl im Auge, weil wir immer weniger imstande sind, diesen gemischten Eindruck zu sondern. Je schlechter das Panorama, desto wohler wird uns, weil die Täuschung eben aufhört. Das Realitätsgefühl, welches das Panorama hervorrufen will, setzt eine Unempfindlichkeit und Roheit des Sehens voraus, einen Mangel an jeglichem feinen Funk-

Gerade durch diese Koncentration und Zusammenfassung im Bilde vermag die Kunst die zerstreute Anregung der Natur zu übertreffen. Der Künstler beobachtet auf diesen Zweck hin die Naturerscheinung in ihrem ewigen Wechsel, er scheidet alle schwächlichen, nichtssagenden Konstellationen aus und bringt sich auf diese Weise in eine vorteilhafte Lage der Natur gegenüber. Durch dieses Reinigungs-System vermag er dem Bilde die Kraft einzuverleiben, die es der Natur gegenüber wertvoll macht.

Dies bedeutet dann etwas ganz anderes, als das mehr oder minder geschickte Festhalten des Wahrnehmungsbildes an sich. Die Naturerscheinung ist nicht ihrer selbst wegen wichtig als Augenbild, wie es zufällig thatsächlich auftritt, sondern als Ausdruck der räumlichen Intention, wenn man die Naturerscheinung sich als raumgestaltend denkt.

Erst in der Darstellung des Gegenstandes als Erscheinungs-Produkt seiner selbst und des ihn umgebenden allgemeinen Raum- oder

---

tionsgefühl beim Sehen. Das alte Panorama, als bloss fortlaufendes Bild, ist ein unschuldiges Vergnügen ohne Hehl, für Kinder. Das heutige raffinierte aber unterstützt die Roheit der Sinne durch eine perverse Sensation und ein gefälschtes Realitätsgefühl, ganz in derselben Weise wie es durch die Wachsfiguren geschieht.

Luftkörpers — als ein Zeugnis der Existenz des Gegenstandes im Raum und nicht bloss als ein Bild der gegenständlichen Formen allein — wird das Problem der Erscheinung in seiner vollen Bedeutung gelöst. Ob mehrere Gegenstände zur Erscheinung kommen oder einer allein, ob die Gestaltungsmittel einer mannigfaltigen Naturerscheinung entnommen oder ob sie nur in der Formwirkung eines Gegenstandes gegeben sind, wie bei der Zeichnung einer Figur, das Problem bleibt dasselbe. Der Unterschied liegt nur darin, dass im ersten Fall die Mittel mannigfaltiger und willkürlicher, im zweiten dagegen an die organische Natur des Gegenstandes gebunden sind.

IV.

Flächen- und Tiefenvorstellung.

Es handelt sich nun darum, das gegebene Material von Bewegungsvorstellungen oder den Forminhalt als Gesichtseindruck zu einigen und damit auf seine einfachste Ausdrucksform zu bringen.

Erst von einer bestimmten Distanzschicht an sehen unsere Augen parallel und nehmen die Erscheinungsobjekte mit einem Blick als einheitliches Flächenbild oder Fernbild auf. Was in

der Mitte unseres Sehfeldes liegt, wird am stärksten wahrgenommen, nach dem Rande zu verschwindet der Eindruck. Ebenso wird das, was direkt vor der Distanzschicht, vor der eigentlichen Bühne ist, noch als Uebergang mit wahrgenommen. Der eigentliche Raum aber, welcher erscheint, liegt hinter dieser Distanzschicht oder fängt mit dieser erst eigentlich an. Unsere Vorstellung erfasst den Raum, indem sie in der vollen Ausdehnung unseres Sehfeldes eine Bewegung nach der Tiefe ausführt, nach der Tiefe strebt. Wenn wir uns Einzelkörper in diesen Raum gestellt denken, so bilden dieselben so zu sagen Widerstände gegen diese allgemeine Tiefenbewegung, Flächenerscheinungen, die nicht weichen. Durch die allgemeine Tiefenbewegung erhalten sie jedoch Volumen, und, je nachdem diese Flächenerscheinung bestimmt präcisierte Merkmale besitzt, an denen die Tiefenbewegung hingleitet, — erhalten sie ein präcisiertes Volumen, d. h. plastische Form.

Auf diese Weise werden alle räumlichen Beziehungen und alle Formunterschiede von einem Standpunkte aus so zu sagen von vorn nach hinten abgelesen.

Die Gesamterscheinung leistet dieser einheitlichen Tiefenbewegung, je nach ihren Teilen, nur einen früheren oder späteren Flächenwider-

stand. Die erste und zweite Dimension steht als Flächenerscheinung der dritten Dimension als Tiefenbewegung entgegen. Bei dieser allgemeinen Tiefenbewegung erfassen wir den Raum als Einheit.

Es handelt sich also in der Darstellung um die Anregung zu dieser einzigen, einheitlichen Tiefenbewegung, und die komplicierten, verwobenen Bewegungen der Formvorstellung sollen sich als Fernbild dargestellt zu diesem einzigen Akt unserer Bewegungsvorstellung vereinfachen. Dieser einzige Akt muss aber angeregt werden, wenn die Erscheinung räumlich lebendig bleiben soll. Von der Erscheinung muss die Anziehungskraft ausgehen, welche die Vorstellung stark nach der Tiefe zieht.

Das Wesen der einheitlichen Darstellung liegt demnach darin, dass ihr eine einheitliche Anziehungskraft nach der Tiefe innewohnt.

Das Mittel für diese einheitliche Anziehungskraft liegt in der Art der Anordnung der Raumwerte. Die gegenständliche Natur dient diesem Mittel und zwar in folgendem Sinne.

Die Erscheinungsgegensätze, welche Raumwerte bewirken, sind Linien, hell und dunkel, und Farben. Sie bewirken jedoch erst dadurch einen Raumwert, werden erst dadurch wirksam für die Formvorstellung, dass sie

sich mit gegenständlichen Vorstellungen associieren, dass wir sie auf gegenständliche Natur beziehen. Die perspektivisch verkürzte Linie würde uns kein Zurückgehen verdeutlichen, eine Ueberschneidung von Linien nicht die Gegenstände hinter einander reihen, wenn wir die Linie nicht als Begrenzungslinie eines Gegenstandes erkennen würden. Hell und dunkel bekommt erst die modellierende Kraft als Licht und Schatten durch ihre gegenseitige Lage, aus der wir die Form eines Gegenstandes erkennen. Als sogenanntes Losgehen von einander bedeutet das Hell oder Dunkel entweder das Nähere oder das Fernere, je nachdem die Kennzeichen der Gegenstandsvorstellung es bestimmen. Ebenso wirken die Farbengegensätze nur dadurch raumgestaltend, dass uns eine gegenständliche Vorstellung dabei vorschwebt. Beim Teppich, wo letztere fehlt, wirken die Farben nur als Farben. Das heisst also, ohne dass uns ein gegenständliches Bild erweckt wird, drücken diese Merkmale kein Näheres oder Ferneres aus.

Die Erweckung der gegenständlichen Vorstellung dagegen bringt es mit sich, dass wir einen Flächenteil als ein Zusammengehöriges absondern von der übrigen Flächenerscheinung.

Damit hängt es auch zusammen, dass sich Flecken und Klexe, wenn sich plötzlich Gegen-

standsvorstellungen mit ihnen verbinden, zu modellieren anfangen und wir ein Bild in ihnen zu erkennen meinen. Und zwar werden solche vorgestellte Bildererscheinungen eine grosse Einheit besitzen, weil die Gegenstandsvorstellung im Einklang mit der Fleckenwirkung und aus ihr entstanden ist, und letztere nicht erst für die Gegenstandsvorstellung gefunden werden muss. Wir können also eine solche Fleckenwirkung, wenn sie uns als räumlicher Eindruck vorschwebt, zu einer gegenständlichen Vorstellung präcisieren und dadurch eine klare Bildwirkung gestalten. Sie bildet dann den Ausgangspunkt der Vorstellungsarbeit.

Je einheitlicher und kenntlicher aber sich die Flächenwirkungen der Gegenstandsbilder gestalten, desto einheitlicher bleibt auch die Tiefenvorstellung, weil sie alsdann schon durch das Tiefenverhältnis dieser Flächeneinheiten zu einander angeregt wird, nicht durch die Raumwerte der Einzelheiten, welche zum Gegenstandsbild gehören.

Wir nehmen bei einer Figur, wenn wir sie isoliert betrachten, modellierende Unterschiede in ihrer Erscheinung wahr, die, wenn wir sie im Zusammenhang zum Hintergrund auffassen, nicht mehr wirksam sind, weil die Gegensätze zwischen ihr und dem Hindergrunde stärker und in erster Linie sprechen. Ihr Bild ver-

einfacht sich in dem Maasse, in dem die Gegensätze zur Umgebung bedeutsam werden. An die Stelle einer Masse Einzelmodellierung, welche die isoliert betrachtete Figur plastisch erscheinen lässt, tritt jetzt die Modellierung durch ihr Verhältnis zur Umgebung. Durch diese Erscheinungsweise aber wird nicht nur die Figur an sich rund, sondern sie bildet mit dem Hintergrunde einen Raumwert. Indem sie in ein bestimmtes Wirkungsverhältnis zum Hintergrunde gesetzt ist, drückt sie zugleich ein Näheres zu einem Ferneren aus, modelliert am Raumganzen, treibt den Hintergrund zurück, und es entsteht eine allgemeine Tiefenbewegung.

Je direkter die Mittel in die Augen springen, d. h. je leichter sie für einen Blick fassbar sind, desto tauglicher. Alle Mittel, welche besondere Aufmerksamkeit, besonderes Hinsehen beanspruchen, sind untauglich, weil sie für die einheitliche starke Tiefenvorstellung in der Gesamtwirkung nicht zu Worte kommen. — Es handelt sich deshalb vor allem um einen einheitlichen Maassstab für die Wirkungsstärke; von ihm ist je nach der Art der Erscheinung die einheitliche Auffassung abhängig. (Analog dem Maassstabe, welcher bei der Profilierung eines Gebäudes festgehalten wird.)

In dieser Vereinfachung der gegenständlichen

Erscheinung zu einer einheitlichen Flächenwirkung, gegenüber der Hintergrundsfläche, liegt es, dass uns die Gegenstände in natura, wenn man sie aus der Entfernung einzeln fixiert, flach erscheinen, im Verhältnis zu der starken und brutalen Modellierung, mit der sie in der Nähe uns entgegentreten. Sie glätten sich mit der Entfernung so zu sagen immer mehr, wirken aber im Gesamteindruck dennoch rund, weil eine allgemeine starke Tiefenvorstellung uns Alles als dreidimensional existierend erscheinen lässt.

Wenn wir nun das Verhältnis in's Auge fassen, in dem die plastische Beschaffenheit eines Körpers zu dessen Erscheinung im einheitlichen Flächenbild steht, so bemerken wir, dass eine Menge Differenzen, die ihm im Tiefenmaasse zukommen, sich zu einem Flächeneindrucke ausgleichen, andere auch da noch wirksam bleiben, ja sogar im Gegensatz zu den ersteren sich noch verstärken. Der allmälig gewölbte Brustkorb wirkt neben den sich schnell wölbenden Achselmuskeln in der Erscheinung als einfache Fläche. Auf diese Weise tritt eine Gruppierung und Sonderung der Form ein. Es entstehen allgemeine, schlagende Erscheinungsgegensätze für die materiellen, dreidimensionalen Formverhältnisse.

Die Daseinsform wird Wirkungsform und diese

ist frei vom messbaren Thatbestand. Die Einzelwerte der Daseinsform gruppieren sich zu Wirkungswerten. In dieser Fassung als Erscheinungsgegensätze besitzen wir die *bildliche* Vorstellung der realen Form.

Während nun das Fernbild uns die Grössenverhältnisse als *Nebeneinander in einer Fläche* absolut klar darstellt, werden dagegen die Grössenverhältnisse des *Hintereinander* durch die Merkmale für die dritte Dimension nur im allgemeinen gegeben. Wollen wir uns eine weitergehende genaue Distanzvorstellung in der Natur verschaffen, so sind wir gezwungen, unsern Standpunkt so zu ändern, dass wir diese Tiefenmaasse als Flächeneindrücke auffassen können, d. h. im Profil. Unser anschauliches Verhältnis zur dritten Dimension beruht überhaupt nur in der allgemeinen Vorstellung einer Bewegung nach der Tiefe, ihre präcisen Maasse können wir nicht sehen, sondern entnehmen sie aus der Erfahrung anderer Standpunkte. Daraus ergiebt sich, dass die Deutlichkeit der Gegenstandsvorstellung vor allem auf dem beruhen muss, was als Flächenproportion gegeben ist. Deshalb wird es von Einfluss sein, von welcher Ansicht wir einen Gegenstand darstellen und in welcher Stellung und Bewegung, wenn es sich um ein lebendes Wesen handelt.

Es sind uns in der Natur, aus der Nähe ge-

sehen, noch sehr viele Stellungen und Erscheinungen verständlich, die vom ferneren Standpunkte aus unklar werden. Es sind dies die Stellungen, die mehr Verkürzungen bieten als Flächenansicht, bei denen die Tiefenvorstellung die Hauptarbeit für die Gegenstandsvorstellung hat. — Verlangen in der Gesamtwirkung diese Anhaltspunkte für die Tiefenvorstellung zu viel spezielle Aufmerksamkeit, oder fallen durch die Ferne diese Anhaltspunkte weg, so fehlt für die Formvorstellung das leicht fassliche Flächenbild.

Es ist hier noch folgendes zu bemerken: Eine Verkürzung bedeutet immer eine direkte Bewegung nach der Tiefe, kann aber auch als Bewegung nach vornen wirken, wenn die reale Bewegung des dargestellten Körpers dem Beschauer zustrebt, wie z. B. eine sich nach dem Beschauer zu beugende Figur. Die Verkürzung könnte also so zu sagen von vorn nach hinten und auch von hinten nach vorn abgelesen werden. Da es aus dem Vorhergehenden klar ist, dass ein derartiges Nachvornstreben dem gesamten Bewegungsgefühle nach der Tiefe des Bildes entgegengewirkt und herausfallen muss, so ist es nötig, der natürlichen *gegenständlichen* Vorstellung, dass die Figur sich uns zuneigt, entgegen zu wirken, d. h. ihr zum Trotze den Beschauer zu zwingen, die Verkürzung von

vorn nach hinten abzulesen. Es darf nichts aus dem Bilde auf uns zukommen, sondern wir müssen in das Bild hineinschreiten, um eine einheitliche Tiefenbewegung zu behalten. Das gelingt nur dadurch, dass hinter der Verkürzung etwas ist, was den Blick und die Tiefenvorstellung stark nach hinten zieht — also irgend eine Ferne. Indem sich so die Verkürzung nach hinten stark fortsetzt, wird sie in die allgemeine *Tiefenbewegung* eingereiht und bezeichnet bloss eine zur gegenständlichen Anschauung gewordene Strecke. Andererseits übernimmt die durch den Hintergrund angeregte Tiefenbewegung die Arbeit, die Verkürzung zu verstärken, und entlastet damit die in der verkürzten Form liegenden Anregungen zur Tiefenvorstellung.

Eine weitere Ueberlegung bei der Anordnung der Stellung entsteht daraus, dass es für die Kenntlichkeit und das lebendige Erfassen wichtig ist, gerade die *bezeichnenden* Merkmale für den Gegenstand zur Ansicht zu bringen. Wir bedürfen für den weiteren Standpunkt gerade der ausdrucksvollsten Formmerkmale; bei einer Figur z. B. der Gelenke.

Wir haben so die einzelnen Gegenstände als einheitliche Flächenbilder besprochen, nun müssen wir wiederum diese Flächenbilder möglichst als allgemeinen Flächeneindruck zu einigen

suchen, damit sie insgesamt der Tiefenbewegung entgegen wirken.

Diese Einigung der gegenständlichen Flächenbilder ist dadurch möglich, dass sie in möglichst gemeinschaftliche Distanzpläne geordnet sind; denn setze ich die Einzelnen in immer verschiedene Distanzen, so wird die Tiefenbewegung zu sehr zerstückelt und kann nur ruckweise vorschreiten und wird durch die immer wieder neuen Widerstände der Flächenbilder zu oft aufgehalten.

Ein zweites Mittel für die Einigung der Flächenbilder liegt in der Ueberschneidung. Es liegt in der Natur der Ueberschneidung, dass ein Teil des Dahinterliegenden verdeckt wird, und es wird sich dann fragen, ob das Dahinterliegende noch genügend verständlich bleibt und wie und wo es durchschnitten wird. Andererseits knüpft durch die Ueberschneidung die Erscheinung des Vorderen an die des Dahinterliegenden an. Die wichtige Kraft der Ueberschneidung ist also die, dass Figuren verschiedener Distanzschichten zu einer einheitlichen Flächenwirkung verbunden werden können, indem sie durch die Ueberschneidung sich seitlich continuierlich fortsetzen, als Flächenmasse fortschreiten. Sie reichen sich so zu sagen durch Ueberschneidung die Hände, ohne in realer Berührung gedacht zu sein. Dadurch steigert

sich das Zusammenwirken der Flächeneinheit, ohne die Distanzunterschiede aufzuheben. Die Ueberschneidung lässt sich dabei auf ein Minimum beschränken und sich so das Verdecken des Dahinterliegenden durch das vordere fast gänzlich vermeiden. So kann sie Gegenstandsbilder als Distanz auseinander halten und doch als Flächeneinheit wirken lassen.*)

Ein weiteres Mittel zur Einigung von Flächenbildern liegt im Lichtgange. Flächenbilder, die in verschiedener Distanz liegen, können als einheitliche Lichtmassen zusammengehalten werden und dadurch dem Dunkleren gegenüber als Ganzes wirken.

Es ist klar, dass durch die Art der ganzen Anordnung die Tiefenbewegung in gewisser Richtung geleitet wird, und dies kann von besonderem Einfluss sein. Bringen wir z. B. in der Mitte eines Bildes etwas an, was das Nahe veranschaulicht und rechts und links am Rande

*) So sehen wir denn auch, dass die anfänglich ganz symmetrisch in einer Fläche angeordneten Figurenbilder in der Frührenaissance allmälich lockerer werden und dass man lernt, die angestrebte Flächeneinheit nicht mehr nur direkt, sondern indirekt trotz Anordnung in verschiedenen Distanzschichten doch möglich zu machen. Die Flächeneinheiten werden anstatt ausgefüllt, durchbrochen doch zur Geltung gebracht.

etwas, was die Ferne vergegenwärtigt, so ist die notwendige Folge davon, dass die Tiefenbewegung von der Mitte als dem Nahen ausgehend sich nach hinten nach den beiden Seiten verbreitert. Als Beispiel kann die irdische und himmlische Liebe von Tizian dienen. Diese Verbreiterung entspricht aber der natürlichen Vorstellung der Natur, wo das Nahe das Enge und die Ferne das sich Verbreiternde, Weite ausmacht.

Denken wir uns die Anordnung umgekehrt, das Rechts und Links als nahe Gegenstände, die Mitte des Bildes als die Ferne, so verengert sich die Tiefenbewegung breit anfangend nach der Tiefe hin, und wir empfinden das Nahe als das Weite und die Ferne als die Enge. Eine solche Anordnung wirkt von vornherein unserem wahren und normalen Naturverhältnis entgegen, beengt unser Raumgefühl, anstatt es in's Unbegrenzte anzuregen.

Diese nachteilige Wirkung findet natürlich nicht statt, wenn wir z. B. rechts am Rande die Nähe betonen und links am Rande die Ferne. Alsdann wird die Tiefenbewegung diagonal durch das Bild geführt, aber ohne sich nach der Tiefe hin zu verengern.

In Bezug auf diese Bewegungsanregung giebt es natürlich eine Menge Variationen der Anordnung, die für die Gesamtwirkung des

Bildes ausschlaggebend sind und auf immer andere Weise uns in die Welt des Räumlichen einführen. Es handelt sich da um eine künstlerische Psychologie, um eine deutliche Empfindung für die Wirkung solcher angeregter Bewegung auf das Gesamtgefühl. Ob es einem weit um die Brust wird oder nicht. Denn unsere Allgemeinempfindungen, die mit der räumlichen Vorstellung zusammenhängen, werden durch Bewegungsvorstellungen getragen. Bedenken wir, dass, wie wir früher besprachen, alle Wirkung auf der Anordnung und Gegenüberstellung der Einzelfaktoren beruht, alles seinen Wert und sein Maass nur dadurch erhält,— so kann man sich einen Begriff davon machen, wie bedeutungsvoll jede Aenderung in dem Gefüge der Erscheinung für die Resonanz unserer Vorstellung werden kann.

In solchen Wirkungserfahrungen besteht das Kapital, welches in künstlerischen Zeiten zur Tradition wird und sich als Wirkungslehre forterbt und fortentwickelt.

Wir haben so die Flächenwirkung im Verhältnis zur Tiefenwirkung besprochen, nicht aber die Fassung und Anordnung der Flächeneindrücke, insofern sie als rein Zweidimensionales empfunden werden.

Hierbei kommen die zwei Grundrichtungen — die senk- und wagerechte — in Betracht.

Es liegt in unserer senkrechten Stellung zur Erde, andererseits in der horizontalen Lage unserer beiden Augen, dass die senkrechte und wagerechte Richtung, als Grundrichtungen aller anderen, uns eingeboren sind. Wir verstehen alle anderen, beurteilen und messen sie erst im Verhältnis zur wag- und senkrechten. Enthält das Bild der Natur diese zwei Hauptrichtungen, z. B. einen senkrechten Baum, einen horizontalen Wasserspiegel, so haben wir sofort das beruhigende Gefühl eines klaren, räumlichen Verhältnisses zur Bilderscheinung. Auch überwiegt in der Natur im allgemeinen die horizontale Richtung und andererseits vertritt im grossen Ganzen alles, was auf der Erde steht und wächst, ein Anstreben nach oben, eine Senkrechte. Diese Grundrichtungen der äusseren Naturerscheinung entsprechen denen, die in unserer Organisation liegen, d. h. die wir von innen empfinden. Alles, was in derselben horizontalen oder derselben senkrechten Lage sich befindet, ist deshalb in der uns natürlichen Sehrichtung und einigt sich naturgemäss für den Blick. Alles, was im Kunstwerk so erscheint, giebt deshalb dem Gesamtbau der Erscheinung die Festigkeit. Eine solche Art der Anordnung der Erscheinungsfaktoren, welche innerhalb der Mannigfaltigkeit des Gegenständlichen solch Gerüste von senkrechten und wagerechten Rich-

tungen festhält, ist wie das Skelett im Organismus, das überall wirkt, aber nicht selbst zur Erscheinung kommt.

Befinden wir uns einer Einzelsituation gegenüber, so tritt die Möglichkeit ein, dass in ihr nichts ist, was die Senkrechte und Wagerechte darstellt. Es kann alles dahin und dorthin geneigt sein, und nun tritt der Fall ein, dass die Darstellung einer solchen Situation der Natur ganz getreu sein kann und dennoch einer Grundwahrheit entbehrt, indem unser allgemeines Richtungsverhältnis zur Natur sich darin nicht ausspricht, keinen Anhaltspunkt findet. In solchem Falle ist der Künstler genötigt, die Senkrechte und Horizontale auf irgend eine Weise fühlbar zu machen und dadurch die Einzelsituation unter den Grundbedingungen einer allgemeinen Natur zu zeigen. Bedeutet ja doch alle Einzelsituation einen willkürlichen Ausschnitt aus dem Zusammenhange der Natur. Indem wir das Einzelbild so gestalten und für unsere Auffassung als Einheit zusammenbinden, wird es zugleich ein Ausdruck unseres allgemeinen Verhältnisses zur Natur und wirkt über den engen Rahmen seiner gegenständlichen Bedeutung weit hinaus als Natur im Allgemeinen.

So sehen wir denn, wie das Festhalten eines einfachen Naturverhältnisses zu einer grossen künstlerischen Bedeutung heranwächst und im

Kunstwerke gestaltend weiter wirkt und dessen Ruhe und Harmonie bedingt.

Es kann sich in der Kunst natürlich nicht um das blosse Wissen eines solchen Gesetzes handeln, sondern es muss dasselbe so in Fleisch und Blut übergegangen sein, dass es bei jeder Wahrnehmung und Darstellung die Vorstellung bedingt und begleitet. Auf solchem zum natürlichen Bedürfnis gewordenen Gesetze beruht die künstlerische Disziplin, die Kultur der bildlichen Vorstellung.

Wir haben bei der Gegenüberstellung der Flächen- zur Tiefenwirkung im bisherigen stets nur der zeichnerischen Mittel gedacht. Diese bilden den eigentlichen Kern der Wirkung des Bildes als eines Raumganzen, so zu sagen die Architektur des Bildes.

Als verbindende und trennende, vor- und zurücktreibende Kräfte wären nun auch die *farbigen* Kontraste zu erwähnen. Es ist auf der Hand liegend, dass die Farbe in einem dienenden Verhältnis zur räumlichen Vorstellung steht und nur insofern beim Bilde von einer inneren Einheit der Farbe die Rede sein kann, als diese an der grossen Arbeit, ein Raumganzes zu bilden, teilnimmt. — Nicht um den Reiz der Farbe an sich, wie beim Teppiche, sondern um ihr Erscheinungsverhältnis als Distanzträger handelt es sich in erster Linie. Dies verlangt

dann wieder eine ganz spezielle Kenntnis der Farbenverhältnisse, ihrer Tonwerte und macht einen speziellen Besitz der malerischen Erfahrung aus, auf die ich deshalb auch nicht näher eingehen kann.

Es ist klar, dass im Glanze und in der Pracht der Farbenwirkung ein lebendiges Zeugnis von der Existenz der Natur liegt, eine starke Anregung für unsere räumliche Vorstellung, und dass dies wiederum mit der Tiefe der Farben zusammenhängt; andererseits aber, dass auch die Leuchtkraft eines Bildes nur dann die eigentliche Bedeutung hat, wenn sie mit Beobachtung aller raumentwickelnden Erscheinungsfaktoren zustande kommt und als Mittel zu dem allgemeinen Zwecke verwendet ist. Sie kann eben nur das Resultat dieser allgemeinen künstlerischen Gestaltung eines Bildes sein und kann nicht direkt an sich angestrebt, durch diese oder jene technischen Mittel erreicht werden; sie bleibt sonst rein dekorativ, wird aber nicht Ausdruck unserer Gesamtvorstellung der Natur.

Um hier auch der Bemalung von Architektur und Plastik zu gedenken, so müssen bei dieser die Farbenkontraste ebenfalls vor Allem eine Formbedeutung haben.

Da die Licht- und Schattenwirkung bei Bauten mit dem Stand der Sonne wechselt, so verändern sich in der Wirkung die Formverhältnisse.

Die Formkonturen verschwinden im Schatten, die Gesimse erscheinen breiter je nach der Länge der Schatten etc., kurzum, Schatten und Licht wirken stärker als die Form. Um diesem Wechsel entgegenzuarbeiten, kann die Bemalung dienen; Farbenkontraste wirken stärker als Licht- und Schattenkontraste, und deshalb kann die Bemalung die Verhältnisse der Form, der Beleuchtung zum Trotz, zur Geltung bringen, sie unabhängig davon machen. Um diesen Zweck zu erreichen, müssen die Farben derart angebracht sein, dass die Farbenkontraste da sprechen, wo die Licht- und Schattenwirkung eine Unklarheit hervorruft. Es ist jedoch einleuchtend, dass es sich dabei nur um die Kontrastwirkung handelt, nicht um das Anbringen bestimmter Farben.

Das gilt auch für die Figuren, die sich von der Architektur z. B. in einem Giebelfeld als Ganzes trennen. Welchen Ton sie erhalten, ist dabei gleichgiltig. Der Ton darf eben nur als Kontrast zum Uebrigen wirken, nicht als Lokalfarbe der Figuren; man darf nicht zu der Vorstellung gelangen, dass es sich um eine braune oder gelbe Menschenrasse handelt. Auf diese Weise drücken sich alle Formverhältnisse auch farbig aus, ohne die Farbe als etwas für sich Bestehendes abzusondern, der etwa die Bedeutung einer Lokalfarbe in der Natur zukäme.

Bei isolierter Skulptur ändert sich die Sachlage insofern, als sie nicht mehr als ein notwendiger Teil eines abgeschlossenen farbigen Ganzen auftritt und in diesem ihre bestimmte farbige Rolle spielt. Sie steht der Natur als ein Isoliertes und Getrenntes gegenüber. Insofern die Natur stets eine farbige Umgebung ausmacht, darf die Figur, um harmonisch zu wirken, nicht eine Lücke bilden, sondern muss auch als Farbeneindruck existieren. Da andererseits die Natur als ein Naturprodukt farbig ist, nicht künstlich gefärbt, so muss auch die Figur nur als Naturprodukt farbig wirken, nicht als ein farbig Dargestelltes, wobei die Farbe als Ausdruck des Dargestellten benutzt wird. Dazu kommt, dass der Natur gegenüber die Figur in erster Linie sich als ein Ganzes behaupten muss, und es ist deshalb nötig, sie auch als Farbe möglichst zusammen zu halten. So stellt es sich als das im Allgemeinen Richtige heraus, dem Stein wenn nötig eine Tönung, der Bronze eine Patina zu geben. Alle Bemalung vom Gesichtspunkte der direkten Naturwahrheit aus ist eine Roheit.

V.

Die Reliefauffassung.

Wir haben im letzten Kapitel gezeigt, wie der Künstler bei seiner Aufgabe — für die com-

plizierte dreidimensionale Vorstellung eine einheitliche Bildvorstellung zu schaffen — zu einer immer conzentrierteren Gegenüberstellung der gegenständlichen Flächenwirkung zu der allgemeinen Tiefenvorstellung gezwungen wird. Mit dieser Gegenüberstellung gelangt er zu einer einfachen Volumenvorstellung, zu der einer Fläche, die er nach der Tiefe fortsetzt. Um sich diese Vorstellungsweise recht deutlich zu machen, denke man sich zwei parallel stehende Glaswände und zwischen diesen eine Figur, deren Stellung den Glaswänden parallel so angeordnet ist, dass ihre äussersten Punkte sie berühren. Alsdann nimmt die Figur einen Raum von gleichem Tiefenmaasse in Anspruch und beschreibt denselben, indem ihre Glieder sich innerhalb desselben Tiefenmaasses anordnen. Auf diese Weise einigt sich die Figur, von vorn durch die Glaswand gesehen, einerseits in einer einheitlichen Flächenschicht als kenntliches Gegenstandsbild — andererseits wird die Auffassung des Volumens der Figur, welches an sich ein compliziertes wäre, durch die Auffassung eines so einfachen Volumens, wie es der Gesamtraum darstellt, den sie einnimmt, ungemein erleichtert. Die Figur lebt so zu sagen in einer *Flächenschicht* von *gleichem* Tiefenmaasse und jede Form strebt, in der Fläche sich auszubreiten, d. h. sich kenntlich zu machen.

Ihre äussersten Punkte, die Glaswände berührend, stellen, auch wenn man sich die Glaswände wegdenkt, noch gemeinsame Fläche dar.

Diese Vorstellungsweise beruht also auf der Auffassung des Gegenständlichen als einer Flächenschicht von gleichem Tiefenmaasse. Das Gesamtvolumen eines Bildes besteht aber je nach der Art des Gegenständlichen aus mehr oder weniger solchen hintereinander gereihten imaginären Flächenschichten, welche sich wiederum zu einer Erscheinung von einheitlichem Tiefenmaasse einigen.

Auf solche Weise gelangt der Künstler dazu, die Raumvorstellung und Formvorstellung, welche ursprünglich aus einem Komplex unzähliger Bewegungsvorstellungen bestehen, so anzuordnen, dass uns ein Flächeneindruck mit starker Anregung zu einer Tiefenvorstellung übrig bleibt, welchen alsdann das ruhig schauende Auge ohne Bewegungsthätigkeit aufzunehmen im Stande ist.

Diese Vorstellungsweise ist also das notwendige Produkt des Verhältnisses unserer dreidimensionalen Vorstellung zum einheitlichen Gesichtseindrucke und wird zur notwendigen künstlerischen Auffassung von allem Dreidimensionalen, gleichviel, ob es sich um die Darstellung einer Einzelform oder einer weiteren Gesamtheit handelt, gleichviel, ob wir diese

Erscheinungsweise als Bildhauer oder als Maler erreichen.

Die Aufgabe — dies Zutagefördern einer allgemeinen Raumvorstellung durch die Gegenstandserscheinung — ist für beide dieselbe, und die Arbeit Beider wird durch dasselbe Vorstellungsbedürfnis geleitet, mögen auch die zu verwendenden Mittel noch so verschieden sein.

Diese so entwickelte allgemeine künstlerische Vorstellungsweise ist aber nichts Anderes als die in der griechischen Kunst herrschende Reliefvorstellung.

Diese Reliefvorstellung markiert das Verhältnis der Flächenbewegung zur Tiefenbewegung oder das der zwei Dimensionen zur dritten. Sie setzt uns in ein sicheres Verhältnis als Schauende zur Natur. Die allgemeinen Gesetze unseres Verhältnisses zum sichtbaren Raum werden durch sie erst in der Kunst festgehalten, und durch sie wird die Natur erst für unsere Gesichtsvorstellung geschaffen. So formt sich in dieser Vorstellungsweise gleichsam das Gefäss, in welches der Künstler die Natur schöpft und fasst. Eine Anschauungsform, die in allen Zeiten das Kennzeichen der künstlerischen Empfindung und der Ausdruck ihrer unwandelbaren Gesetze ist. Ein Mangel an dieser Empfindungsweise bedeutet einen Mangel an künstlerischem Verhältnis zur Natur, eine Unfähigkeit, unser wahres Verhältnis

zu ihr zu verstehen und konsequent zu entwickeln. In dieser Vorstellungsweise findet die tausendfältig bewegte Anschauung erst ihren Schwerpunkt, ihr stabiles Verhältnis, ihre Klarheit. Sie wird notwendig für alles künstlerische Formen, sei es bei einer Landschaft oder einem Kopfe; überall ordnet sie die Wahrnehmung, verbindet und beruhigt sie. In allen bildenden Künsten ist sie dieselbe, ist sie Führerin, wirkt sie in derselben Weise als ein allgemeines Verhältnis und Bedürfnis, dem sich alles unterordnet, in dem sich Alles schichtet, vereinigt. Ebenso wie für das Zweidimensionale alle Richtungen im Verhältnis zur Senk- und Wagerechten gemessen werden und einen Halt gewinnen, ebenso können alle einzelnen Tiefenvorstellungen erst ihren klaren Wert erhalten, wenn sie im Verhältnis zu einer einheitlichen Tiefenvorstellung erscheinen. Wie weit der Künstler fähig ist, jeden Einzelwert als Verhältniswert zu diesem allgemeinen Tiefenwert darzustellen, bedingt die Harmonie der Bildwirkung. Seine Schöpfung erhält dadurch erst einen einheitlichen Maassstab. Je klarer dieser fühlbar wird, desto einheitlicher und wohlthuender der Eindruck. Diese Einheit ist das eigentliche Form-Problem der Kunst, und wie weit das Kunstwerk diese Einheit erreicht, danach bestimmt sich sein Wert. Die

Darstellung der Natur erhält erst in ihr eine Weihe, und die geheimnisvolle Wohlthat, die wir vom Kunstwerk empfangen, beruht immer nur und allein auf der konsequenten Durchführung dieser Reliefauffassung unserer kubischen Eindrücke.*

---

*) Wenn wir die Erscheinungsform, welche vom Kunstwerke festgehalten wird, als eine gezeigt haben, die auf einem ferneren und nicht nahen Standpunkte zum Objekt beruht, so möchte ich einem Gedanken begegnen, welcher dabei auftreten könnte. Da das Fernbild alles unter Lebensgrösse zeigt, so könnte das für Manchen mit der Darstellung des Lebensgrossen und mit dessen Schärfe und Deutlichkeit im Widerspruch stehen.

Die Bedeutung und der Wert des Fernbildes beruht jedoch auf der Art, wie es uns die Natur als Ganzes modelliert und einigt, es handelt sich dabei nur um die einigenden Kräfte.

Einmal hängt es ganz von der Schärfe des Auges ab, auf welche Distanz es die Gegenstände scharf und präzis sieht, und die Entfernung, welche das Fernbild erfordert, hat an und für sich nichts mit der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit des Bildes zu thun, wenn sie auch auf die Härte oder Weichheit der Erscheinung Einfluss nimmt. Andererseits ist der Maassstab einer Darstellung nicht mit einer Distanzvorstellung verknüpft. Es ist ja Thatsache, dass die perspektivische Verkleinerung in natura von uns gar nicht empfunden wird. Es

Nachdem wir in der Reliefvorstellung das allgemeine künstlerische Verhältnis zur Natur erkannt und entwickelt haben, ist es notwendig, das plastische Relief, als direkten Ausdruck dieses allgemein künstlerischen Verhältnisses, noch näher zu besprechen.

---

erscheint uns ein Mensch auf weitere Entfernung durchaus nicht kleiner als in der Nähe. Wir halten in natura die Lebensgrösse in der Empfindung noch auf grössere Distanz fest, ja sie hört eigentlich nie auf, da ja die Perspektive nur ein Anregungsmittel zur plastischen oder Raumvorstellung ist, und die letztere sich die Gegenstände in ihrem körperlichen Sein, in ihrer wirklichen Grösse vorstellt. Der gewöhnliche Mensch muss besonders darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Gegenstände mit der Entfernung als Bild an Grösse abnehmen. Es beweist das eben, wie unendlich stark die Vorstellung gegenüber dem Gesichtsbild das Bewusstsein beherrscht. Die unperspektivischen Bilder alter Zeiten finden darin ihre natürliche Erklärung, es brauchte ein entwickelteres Bewusstsein, um das Gesichtsbild als Wahrnehmung an sich zu beobachten und von seiner unwillkürlichen Wirkung als Formvorstellung zu trennen. — Anderseits ist es nicht der faktische Maassstab, an welchen der Eindruck der Lebensgrösse gebunden ist. Wir verkleinern oder vergrössern uns so zu sagen mit dem Bilde oder rücken es gleichsam in die Ferne, und damit bleibt das Verhältnis des Dargestellten zu uns für die Vorstellung immer

Die Reliefvorstellung fusst auf dem Eindruck eines Fernbildes. Aus der Nähe geschaute Natur ist nicht als Relief gesehen.

Die Elemente der Reliefvorstellung sind, wie wir gesehen haben, die einheitliche Wirkung alles Zweidimensionalen als Fläche, und alles Dreidimensionalen als einheitliche Tiefenbewegung oder Tiefenmaass. Indem die Darstellung die zwei einheitlichen Wirkungen hervorruft, enthält sie das, was das Auge braucht, um eine räumlich-klare Vorstellung der Natur zu entwickeln; ein kenntliches Bild des Gegenstandes in der Fläche und ein einheitliches Tiefenmaass für die Volumenempfindung.

Daraus ergiebt sich dann für die Plastik die

---

dasselbe. Es hängt der eine oder der andere Fall ganz von der Darstellungsart ab. — Ist eine Darstellung in kleinem Maassstab im Grossen und Ganzen gegeben, dann wirkt der Gegenstand wie ein aus der Ferne gesehener und deshalb an sich lebensgross. Ist sie im Einzelnen sehr ausgeführt, dann wirkt der Gegenstand als ein lebensgrosser in Miniaturformat, und wir verkleinern uns mit ihm. Die Kraft der Anregung, nicht der Maassstab des Dargestellten ist es, welche unsere Vorstellung bestimmt. Es ist somit die Reliefauffassung ganz unabhängig von der Grösse der Darstellung, und gute lebensgrosse Portraits halten einen fernen Eindruck ebenso fest wie kleinere.

Reliefvorstellung vom ganz flachen Relief bis zum vollständig runden, wo zuletzt das einheitliche Tiefenmaass dem realen Tiefenmaass der Figur entspricht.

Bei all den Abstufungen vom Flachrelief bis zum Hoch- d. h. eigentlich Tief-relief, handelt es sich in erster Linie darum, dass die einheitliche Wirkung der Fläche zum starken Ausdruck kommt. Mit anderen Worten, es müssen so viele Höhenpunkte der Darstellung in einer Fläche liegen, dass sie den Eindruck der Fläche hervorrufen. Tritt Einzelnes aus dieser Gesamtfläche bemerkbar heraus, so erscheint es vor der eigentlichen Distanzschicht unseres Sehfeldes und ist von der allgemeinen Tiefenbewegung ausgeschlossen; es streckt sich, von dem Gesamteindruck losgelöst, uns entgegen und wird nicht mehr von vorn nach hinten gelesen, ist also durchaus unkünstlerisch in der Wirkung. Ein Fehler, der heutzutage gang und gäbe ist.

Die einheitliche Tiefenbewegung beruht auf der Wirkung eines einheitlichen Tiefenmaasses und verlangt deshalb eine der vorderen Fläche parallel laufende Grundfläche (immer nur der Wirkung nach zu verstehen). Denn die Grundfläche des Reliefs spielt die Rolle eines einheitlichen Hindergrundes, von dem sich die Figuren abheben. Es hängt deshalb ganz von den aufliegenden Formen ab, ob der Grund da oder

dort tiefer zu liegen kommt, denn er soll im Ganzen und im Verhältnis zu der aufliegenden Form als einheitlicher Hintergrund wirken. Nicht die Grundfläche des Relief soll als *Hauptfläche* wirken, sondern die *vordere Fläche,* in der sich die Höhen der Figuren treffen. Sonst tritt wiederum der Fall ein, dass die Figuren vor der eigentlichen Distanzschicht des Sehfeldes existieren und deshalb aufgesetzt erscheinen.

Was nun das Tiefenmaass des Einzelnen im Verhältnis zum gesamten Tiefenmaass betrifft, so begegnet man oft der irrigen Meinung, dass, wenn z. B. das Gesamtmaass der Relieftiefe ein Drittel des Naturmaasses ausmacht, das Tiefenmaass im Einzelnen durchgängig ein Drittel der Natur ausmachen müsse. Das Relief würde dann eine runde Figur im Tiefenmaass durch drei dividiert darstellen.

Aus den früheren Auseinandersetzungen haben wir aber erkannt, dass im Fernbilde die als Wirkung erscheinenden Verhältnisse der Naturform mit den thatsächlichen Maassverhältnissen nicht übereinstimmen. Es einigen sich Tiefendifferenzen zu *einer* Flächenwirkung, andere sprechen dieser gegenüber als Formkontraste um so stärker. Die Daseins- und die Wirkungsform sind nicht dasselbe, und die Reliefvorstellung hält die Wirkungsform fest, nicht die Daseinsform. Sie fasst die Natur in ihrem

Wirkungsverhältnis. Darauf beruht es ja, dass das Relief imstande ist, sich vom wirklichen Tiefenmaasse unabhängig zu machen. Es ist damit klar, dass das Relief nicht eine triviale Division des Naturdurchmessers darstellt, sondern ein von diesem unabhängiges Wertbild, und so erst einen Sinn und eine Existenzmöglichkeit bekommt.

Wie unwichtig das faktische Tiefenmaass der Figur für die Volumenauffassung durch den Sehakt ist, zeigt sich z. B. darin, dass, wenn ich ein Relief vom Hintergrund befreie und fernstelle, es schwer ist, zu erkennen, ob das Bild Relief oder eine runde Figur ist.

Man könnte glauben, dass jedes flache Relief auch als ein tiefes behandelt werden könne und umgekehrt. Dem ist aber nicht so. Es hängt dies ganz von der Anordnung ab. Ein flaches Relief, welches naturgemäss durchgängig das Licht auffängt, würde bei tiefer Behandlung Schattenpartien enthalten, und es frägt sich alsdann, ob es dies verträgt, d. h. ob es noch deutlich bleibt. Es liegt also in der Konception und Anordnung, so gut wie bei einem Bilde, ob Alles im Lichte gedacht ist oder nicht. Und umgekehrt kann ein tiefes Relief, welches mit und auf die Schattenwirkung koncipiert ist, in der flachen Darstellung die notwendige Wirkung einbüssen.

Hier wäre noch über die Reliefdarstellung in Bronze Einiges zu erwähnen.

Da die Silhouettwirkung der Bronze für die Klarheit der Darstellung notwendig ist, und diese beim Bronzerelief durch den dunkeln Grund bedeutend geschmälert wird, so wird eine Steigerung der inneren Formgebung, eine grössere Kontrastwirkung von Höhe und Tiefe erforderlich. Ausserdem hat der Metallglanz auf den Höhen veranlasst, die Form im Sinne eines Hervortauchens aus dem Dunkeln zu gestalten, ähnlich wie bei der Formgebung im Rembrandtschen Sinn. Dazu kommt, dass Bronzedarstellungen vielfach nicht als abgesonderte Kunstwerke, sondern als Füllungen oder Verzierungen verwandt werden. Alsdann dient das Figürliche einer ornamentalen Wirkung und kann unter dieser Voraussetzung im Widerspruch zum Reliefprinzip stehen. Ich möchte da als bezeichnendes Beispiel die kleine Michel Angelo zugeschriebene Bronzethür anführen, auf der ganz flachgehaltene Figuren ganz runde Köpfe hervorstrecken. Hier spielen aber die Köpfe der Figuren die Rolle von Metallknöpfen einer Thüre, und da sie sich wiederholen, so bilden die Köpfe untereinander doch wieder eine gemeinschaftliche Reliefffläche. Eine solche, in diesem Fall sehr wohl verstandene und gerechtfertigte Freiheit hat jedoch dazu geführt,

dass Andere sich ein solches Hervorragenlassen aus der Fläche erlaubten, wo keine ornamentale Veranlassung dazu vorhanden war, und wo aus Mangel an Wiederholung keine Reliefeinheit der Höhen eintrat. Damit entstand eine künstlerische Verirrung, wie sie z. B. die Sockelreliefs des Perseus von Benvenuto Cellini darstellen, und diese Verirrung hat dann immer wieder ihre Nachahmer gefunden.

Der scheinbare und oft auch wirkliche Widerspruch solcher Bronzereliefs zu Steinreliefs hat zu der irrigen Ansicht verleitet, dass jedes Material eine andere Reliefvorstellung veranlasse. Dann, weiter gehend, hat man die Prinzipien der künstlerischen Gestaltung nur als notwendige Konsequenz des Darstellungsverfahrens, wie es das Material bedingt, aufgefasst. — So hat man denn die Sachlage gerade auf den Kopf gestellt. Weil die Bedingungen des Materials den Künstler zwingen können, durch *verschiedene* Materialbehandlung den künstlerischen, vom Material gänzlich unabhängigen Bedürfnissen gerecht zu werden, leitet man die künstlerischen Prinzipien vom Material her und sieht in der künstlerischen Darstellung zuletzt nichts weiter, als eine Darstellung des Materials und seiner Verarbeitung. Das ist denn doch eine sehr starke Verwechslung von Zweck und Mittel.

Wenden wir jetzt die Reliefauffassung noch

speziell auf die runde Darstellung einer Figur an, so stellt sie die Anforderung, dass die dargestellte Figur für verschiedene Ansichten die Reliefaufgabe erfülle, sich als Relief ausdrücke. Das heisst aber wieder, dass die verschiedenen Ansichten der Figur stets ein kenntliches Gegenstandsbild als einheitliche Flächenschicht darstellen. Es handelt sich darum, dass die Figur für jede Ansicht die Vorstellung einer einheitlichen Raumschicht erweckt und somit einen Gesamtraum beschreibt von klarer Flächeneinheit. Dadurch wird der ganze materielle Formbestand zur sehbaren Form umgebildet und ist dadurch im Gegensatz zur realen Modellform, zum Naturabguss, eine reine Erscheinungsform geworden. Eine solche Anordnung können wir uns wieder am besten mit Zuhülfenahme der beiden Glaswände klar machen. Indem sich die Figur in ihren Hauptansichten in einer gemeinsamen Fläche einigt, erhält sie die Ruhe und Sichtbarkeit, wie wir sie bei einer klaren Wirkung aus grösserer Entfernung erhalten. Ihre Erscheinung ist alsdann so geeinigt, wie es der einheitliche Blick verlangt, wenn er die Figur als Teil einer Gesamtheit auffasst. Was sich in natura durch die grössere Entfernung für den Blick einigt und darstellt, geht durch die Anordnung der Figur selbst in die plastische Darstellung über, so dass ihre Erscheinungs-

weise, unabhängig von der Distanz des Standpunktes des Beschauers, dieselbe bleibt. Die Figur stellt sich auch für den nahen Standpunkt als einheitliches Flächenbild dar. Diese Auffassung macht sich in der ganzen Formgebung der Figur geltend, da die Gesamtanordnung sich bis in die einzelnsten Formen hinunter fort und fort gliedert.

Wenn es das natürliche Erfordernis für einen Standpunkt ist, ein klares Flächenbild des Dargestellten zu erhalten, so ist es umgekehrt die natürliche Folge solcher Gestaltung einer runden Figur, dass sie den Beschauer zwingt, seinen Standpunkt den Flächen gegenüber zu wählen. Damit bestimmt die Anordnung der Figur den Standpunkt, aus dem sie gesehen sein will, oder je nach der Anzahl solcher Flächenbilder, die sie bildet, die verschiedenen Standpunkte. Es liegt natürlich in der Konception der Figur, wie viele Ansichten sie hat. Ob bloss zwei — wie es Figuren haben, welche analog einer reinen Relieferfindung sich ausbreiten, ob drei oder vier etc. Es handelt sich dabei stets nur um das Maass der Energie, mit der die Figur bestimmte Standpunkte anweist, nicht um eine notwendige Anzahl. Immer wird sich aber *eine* Ansicht als diejenige geltend machen, welche analog dem Bilde oder Relief die ganze plastische Natur der Figur als einheitlichen Flächen-

eindruck darstellt und zusammenfasst. Sie bedeutet die eigentliche Gesichtsvorstellung, welche der plastischen Darstellung zu Grunde liegt, die anderen Ansichten sind ihr untergeordnet als notwendige Konsequenz der Hauptansicht.

In der Anordnung der runden Figur zu solcher Bilderscheinung liegt das Problem des plastischen Aufbaues des Ganzen.

Bei dieser Darlegung des Einigungsprozesses der plastischen Form ist von der Erscheinung ausgegangen. Machen wir es umgekehrt und gehen wir von der plastischen Form aus, so ergiebt sich Folgendes. Alle plastische Einzelform muss sich in einer grösseren Form einigen, alle Einzelbewegung einen Teil einer grösseren Gesamtbewegung ausmachen, sodass zuletzt der ganze Formenreichtum einer Figur in einem einfachsten Flächengang eingeordnet vor uns steht. Je stärker diese Einigung in einer Fläche möglich geworden, desto einheitlicher wird die Form als Erscheinung sprechen. Wenn es nun für die Erscheinung wichtig ist, dass wir für verschiedene Standpunkte klare Gesamtbilder der Figur erhalten, so liegt es andererseits in der plastischen Beschaffenheit, dass der gesamte Flächengang stets fortschreitend die Figur nach allen Seiten umschliesst und einigt.

So wird denn bei Figuren, die zu einer klaren Erscheinung durchgebildet sind, der Gesamt-

raum, in dem sie gedacht sind, sich klar aussprechen und fühlbar werden. Denn die Flächen, in denen das Runde der Figur als Bild erscheint und untergebracht ist, bilden eben einen ideellen Raum, dessen Grundriss eine klarseitige Form, ein Rechteck von grösserer oder geringerer Tiefe ist. Ist dies nicht der Fall, so stellt sich die Figur immer weniger als klare Bilderscheinung dar, und wir suchen jede Ansicht, weil sie nie abgeschlossen erscheint, durch die folgende aufzuklären, und werden dadurch um die Figur herumgetrieben, ohne ihrer jemals, als einer eigentlich sichtbaren, habhaft werden zu können. Man ist dann mit der Darstellung um kein Haar weiter gekommen, denn die Plastik hat nicht die Aufgabe, den Beschauer in dem unfertigen und unbehaglichen Zustande gegenüber dem Dreidimensionalen oder Kubischen des Natureindrucks zu lassen, in dem er sich abmüht, eine klare Gesichtsvorstellung sich zu bilden, sondern sie besteht gerade darin, ihm diese Gesichtsvorstellung zu geben und dadurch dem Kubischen das Quälende zu nehmen. So lange eine plastische Figur sich in erster Linie als ein Kubisches geltend macht, ist sie noch im Anfangsstadium ihrer Gestaltung, erst wenn sie als ein Flaches wirkt, obschon sie kubisch ist, gewinnt sie eine künstlerische Form, d. h. eine Bedeutung für die Gesichtsvorstellung.

Dass das Gegenständliche sich für eine Ansicht klar ausspricht, lässt sich auf zweierlei Weise erreichen. Im Freien, durch eine deutlich sprechende Begrenzung, durch das Silhouettbild; dies ist überall notwendig, wo die Plastik auf grosse Entfernung zu wirken hat, weil dort die innere Gliederung für den Blick mehr und mehr verschwindet. Das klare Silhouettbild ist das weittragendste Gegenstandsbild. Es ist ausserdem für die Bronze ein notwendiges Erfordernis, weil bei dieser die innere Form in Folge der dunkeln Farbe zu schwach spricht. Aus dem Bedürfnis dieser Fernwirkung haben die Griechen meistens ein klares Silhouettbild zur Gegenstandsklärung gebraucht.

Im geschlossenen Raume, wo der Standpunkt ein näherer ist, und die *innere Form* den Gegenstand verdeutlichen kann, wird die Sachlage eine andere. Bei geringerer Distanz besitzen wir ein kleineres Sehfeld, und da es nach dem Rande zu verschwommen ist, und seine Kraft im Centrum liegt, so darf das, was den Gegenstand verdeutlicht, nicht am Rande, sondern muss nach der Mitte des Sehfeldes zu liegen. Das Mittel der klaren Silhouette verlangt einen weiteren Standpunkt, wo wir sie leicht überblicken können. In der Nähe aber, wo die Figur mehr und mehr das ganze Sehfeld einnimmt oder gar überragt, dürfen wir

nicht der Auskunft, welche die Begrenzung uns giebt, benötigen, sondern wir müssen umgekehrt sie entbehren können. Das hat dazu geführt, in solchem Fall die Begrenzung möglichst ruhig eine Gesamtmasse umschliessen zu lassen und die Figur desto einheitlicher vom Hintergrunde zu trennen. Der näher angenommene Standpunkt spricht sich deshalb in der Gestaltung der Figur dadurch aus, dass das Silhouettbild zu einer ganz beruhigten allgemeinen Begrenzung gegen den Hintergrund wird.

Diese Gestaltungsweise hat sich denn auch als notwendig bei der Sculptur für Innenräume in der Renaissance besonders ausgebildet. Man denke an Michelangelo's kompakte Gestalten.

Bei den Bronzen, bei denen die Innenformen niemals so deutlich reden, um die Silhouette entbehren zu können, treibt der künstlerische Instinkt dazu, den Maassstab so weit zu verkleinern, dass die Silhouettwirkung noch klar in's Sehfeld fällt. Die Bronze als *Silhouettbild* verlangt für den nahen Standpunkt einen kleineren Maassstab, als die Marmorfigur von *geschlossener* Begrenzung.

Da das Wesen der Reliefauffassung darin liegt, das Kubische zu einem einheitlichen Gesichtseindruck zu formen, so muss die Reliefauffassung notwendig immer in Kraft treten, wo das Objekt der künstlerischen Gestaltung ein kubisches

Gebilde ist. Also vor allem auch bei der Architektur, bei Möbeln etc. Es handelt sich immer darum, dass wir ein deutliches Gefühl der äusseren Schicht erhalten, und dass wir alle Einzelformen als eine Vertiefung von vorn nach hinten lesen. Der griechische Tempel bildet z. B. eine geschlossene Raummasse, die Säulen stehen so nah, dass sie als durchbrochene vordere Raumschicht wirken. Wir nehmen nicht einen Raumkörper wahr, vor dem Säulen stehen, die uns entgegen wirken, sondern umgekehrt die Säulen bilden den Raumkörper mit, und die allgemeine Tiefenbewegung schreitet zwischen ihnen durch.

Ebenso führt der romanische Styl die Reliefauffassung konsequent und selbständig durch und fasst jede Oeffnung als ein Durchbrechen von hintereinander gereihten Raumschichten auf, welche er durch die Profilierung der Oeffnung zur Anschauung bringt.

Bei allen Stylunterschieden, welche die Architektur aufweist, bleibt ihre Aufgabe die, ihre Formen als Reliefwirkung zu einigen. Dadurch erhält ein Bau erst seine künstlerische Einheit. Fassen wir einen Bau als einen Organismus von Stylformen auf, so ist er zunächst nur einem Naturgebilde zu vergleichen, dessen Form durch die Reliefauffassung erst die künstlerische Einheit gewinnen soll.

Ich begnüge mich hier mit diesen kurzen Andeutungen, die nur darauf hinweisen sollen, dass der Architektur als Kunst dasselbe Gestaltungsprincip innewohnt, wie der Plastik und der Malerei.

VI.

Die Form als Funktionsausdruck.

Wir haben in den früheren Kapiteln die Erscheinung als Ausdruck unserer *räumlichen* Vorstellung von der Natur klargelegt.

Wir gingen von der menschlichen Fähigkeit aus, dem optischen Bild die räumliche Beschaffenheit der Natur abzulesen. Wir bezeichnen dies schlechthin mit Sehen, in derselben Weise, wie wir sagen, dass das Kind erst dann lesen kann, wenn sich beim Ansehen der Buchstaben die Vorstellung des lebendigen Wortes einstellt. Die künstlerische Darstellung formt sich alsdann als eine Erscheinung, die als lesbarste erkannt wurde, und die den räumlichen Inhalt zu diesem Zweck anordnet. Das Erste, was wir aus der Erscheinung lesen, ist Raum und Form, und die Vorstellung des Raumes oder der Form habe ich deshalb als die elementarste und notwendigste zuerst behandelt. Die Vorstellungen, die sich nun wieder auf die Form selbst beziehen, insofern wir die

Form als Wirkung einer Ursache ansehen, sind für die bildende Kunst Vorstellungen zweiter Ordnung. Es sind dies erstens die Vorstellungen des materiellen Stoffes, soweit dieser die Form bedingt; letztere wird dann zum Ausdruck der Struktur oder der unter der Oberfläche liegenden Formen, wie es bei jedem Organismus sowohl in der Ruhe als auch in der Bewegung der Fall ist. Zweitens die Vorstellungen eines Motivs, einer Handlung oder eines Vorgangs, insofern diese eine Veränderung oder Bewegung der Form bedingen. Beides sind Vorstellungen der Form als Ausdruck und Resultat von Bedingungen entweder dauernder oder momentaner Natur.

Indem wir uns die Veranlassung zu einer Erscheinung vorstellen und diese damit entweder als Folge eines seelischen Motors — als Handlung — oder einer mechanischen Funktion oder aber als Folge organischer und stofflicher Bedingtheit fassen, schieben wir hinter den Thatbestand der Erscheinung gleichsam eine Vergangenheit und Zukunft oder eine dauernde Wirkung. Diese werden alsdann in der Vorstellung wachgerufen und so zu sagen in die Erscheinung mit eingeschlossen. Je nach Art der Faktoren, welche in der sich jeweilig darbietenden Erscheinung liegen, stellen sich zugleich die betreffenden Vorstellungen ein.

Auf die stofflichen Bedingungen für die Form ist es nicht nötig, näher einzugehen, dagegen verlangen die Formen als Ausdruck eines Vorgangs eine nähere Erörterung.

Die Natur, insofern sie sich verändert, bewegt, ruft Aenderungen der Erscheinung hervor, die wir als Merkmale dieser Vorgänge festhalten. Mit ihrer Wahrnehmung stellt sich die Vorstellung des Vorganges ein, wir empfinden ihn mit, indem wir ihn so zu sagen innerlich mitagieren und diese innere Aktion der äusseren Erscheinung als Ursache unterlegen. Wie das Kind die Mimik des Lachens und Weinens verstehen lernt, indem es diese Mimik mitmacht und an dem eigenen Muskelvorgang, den es hervorruft, auch die innere Ursache des Behagens oder Unbehagens zu empfinden imstande ist, so wird uns alle Mimik, alle Bewegung bei Anderen ein verständlicher Ausdruck für innere Vorgänge, eine verständliche Sprache. — Diese Uebertragung geht so weit, dass auch da, wo uns neue Erscheinungen vorkommen, wir sie mit dem eigenen Körpergefühl, welches ähnliche Erscheinungen begleitet hat, sofort beleben und bezeichnen. So sammelt sich ein Kapital von Merkmalen für Vorgänge an, und die Deutlichkeit dieser Funktionsmerkmale wird ihren Wert ausmachen als Träger dieses Lebensgefühls, dieser Sympathie

zwischen dem Menschen und der Aussenwelt. Dehnen wir diese Anschauung auf den ganzen Körper aus, so ist es natürlich, dass sie überall belebend einwirkt und formbestimmend Einfluss nimmt. Es ist also, was wir schlechthin Leben der Natur nennen, eigentlich ihre Belebung durch die Vorstellung. Wir müssen hier den Ausdruck der Funktionsmerkmale im weitesten Sinne nehmen, nicht nur für den momentanen direkten Vorgang als Aktivität, sondern auch für die Ruhe. So lange die Form kein Funktionsausdruck ist, drückt sie kein direktes Verhältnis zu einer Körperempfindung aus.

Da nun die Natur durchaus nicht immer die lebendige Mimik hat, die wir brauchen, um zur Mitempfindung angeregt zu werden, und unsere Vorstellung diese Mimik aus dem gesamten angesammelten Erfahrungsmaterial im Verein mit dem direkten Körpergefühl gewinnt, ähnlich wie es der Schauspieler thut, so wird auch der Künstler sich nicht an die jeweilige thatsächliche Naturerscheinung binden, an ihr kleben, sondern selbständig die Sprache nach seiner subjektiven Kraft entwickeln und bei seiner Darstellung die allgemeine Forderung an die Natur auch dem Einzelfall gegenüber geltend machen.

Es ist klar, dass diese belebende Kraft unserer

Vorstellung sich nicht nur auf die lebenden Wesen, sondern auf die gesamte Natur ausdehnt, und wir dadurch alles in Beziehung zu uns setzen und mit unserem Körpergefühl durchdringen.

Die Funktionsmerkmale, wie sie sich in unserer Vorstellung festsetzen, haben aber noch eine weitere Bedeutung. Eine langfingerige, sehnige Hand in voller Ruhe erinnert so sehr an das Bild der sich ausstreckenden, zugreifenden Hand, dass sie an sich für uns die Tendenz des Greifens und die damit weiter zusammenhängende Körperempfindung ausdrückt. Sie trägt so zu sagen das Gepräge einer Thätigkeit in latentem Zustand. Stark entwickelte Kinnladen machen den Eindruck von Kraft und Energie, weil wir bei starken Willensäusserungen die Kinnladen aufeinander pressen und anspannen, so dass ihre Muskulatur hervortritt. Weil sie in diesem Fall stark wirken, so entsteht bei an sich starken Kinnladen diese Erinnerung an den Willenszustand und wir empfinden in ihnen den Ausdruck der Kraft. So wie sich die Stirnmuskeln im Zorn oder in der Anstrengung zusammenballen, und wir diesen zusammengezogenen Wulst als Ausdruck des Zornes oder der Anstrengung auffassen, so behält auch eine Stirne, wo dieser Wulst im Ruhe-

zustand vorhanden und durch den Knochenbau veranlasst ist, den Ausdruck der Kraftentwicklung.

Auf diese Weise gelangen bestimmte Formen zum Ausdruck innerer Vorgänge, obschon sie in gar keiner Bewegung gedacht sind, weil sie an Formen in Bewegung erinnern. — An der Hand dieser Uebertragungsweise gelangt der Künstler dazu, Formtypen festzuhalten und zu gestalten, welche einen bestimmten Ausdruck haben und im Beschauer bestimmte Körper- und Seelenempfindungen erwecken. Bei dem Festhalten einer bestimmten Funktionsart entstehen ganze Körpertypen, indem wir aus der Natur alle die Formenarten zusammenhalten, die denselben Funktionscharakter tragen. Es bezeichnet dies natürlich ebensowohl unser rezeptives Verhältnis zur Natur, als unser produzierendes in der Kunst. Weil gleichsam dieselbe Anspannung oder dasselbe Gehenlassen sich durchweg in einem Körper ausdrückt, empfinden wir in ihm eine typische Einheit.

Ob wir in der Natur einen derartigen für uns einheitlichen Typus vorfinden, oder ob der Künstler ihn schafft, ist einerlei; in beiden Fällen hat er für uns die gleiche Realität.

Indem wir so den Bedürfnissen in der Gestaltungsweise unseres Vorstellungslebens nachgegangen sind, bewerken wir, dass das, was die Form für uns aussagt, ihr durchaus nicht

in natura immer im gegebenen Fall zuzukommen braucht. Der Kerl mit seinen starken Kinnladen kann ein schwacher Mensch sein, die langfingerige sehnige Hand steif und ungeschickt zum Greifen. Der Ausdruck der Form, ihre Sprache für die Phantasie, welche auf Uebertragung von Funktionsmerkmalen fusst, kümmert sich nicht um die jeweiligen realen Verhältnisse von Form und Inhalt, hängt nicht jedesmal neu davon ab. Der rührende Ton einer Stimme wirkt rührend, auch wenn ich weiss, dass ihr Eigenthümer nichts dabei empfindet.

Es ist jedoch wohl zu bemerken, dass die starke Gestaltung der Phantasieübertragung bei verschiedenen Menschen und in verschiedenen Zeiten verschieden ausgebildet sein kann. Ein wissenschaftliches Beobachten, oder ein Feststellen der jeweiligen realen Verhältnisse, kann so in den Vordergrund des Interesses treten, dass die unbeirrte Uebertragung der anschaulichen Erfahrungen mehr und mehr abnimmt und einschläft. Gegenüber dem Interesse an dem positiven Sachverhalt und dem Ausweiszettel des Beweisbaren fühlt sich die unwillkürliche Vorstellungsarbeit unberechtigt und traut sich nicht mehr hervor. Damit stirbt der Sinn für den Ausdruck der Natur und mit ihm das künstlerische Material ab.

Wir haben so gesehen, dass wir die Veränderungen in der Natur je nach ihrem Funktionsausdruck mit unserer Vorstellung begleiten, dass aber auch das Feste, Unveränderliche die Anregung zu Vorstellungen von bestimmten Vorgängen enthalten und so zur feststehenden Ausdrucksform für gewisse Eigenschaften werden kann. Damit erscheint überhaupt der Unterschied zwischen bewegter und ruhiger Natur verwischt; in beiden Fällen wird die Form als eine entstandene aufgefasst, und ihr Leben besteht in der Erregung der Vorstellung von Bewegungsvorgängen. So wird es begreiflich, dass in der bildlichen Darstellung der Verlauf einer Bewegung, wie er sich in der Natur vollzieht, gar nicht vermisst wird. Es enthält dies Phänomen keine andere Thatsache, als die der Ausdrucksfähigkeit nichtbewegter Natur. Das Leben einer Hand im Ruhezustand wird in ganz derselben Weise erfasst und vermittelt, wie das der Hand in Aktion. Es existiert darin kein Unterschied im inneren Vorgang. Die agierende Hand ist nur noch ein stärkerer Ausdruck gewisser Funktionsvorstellungen, als die ruhende, bei der sie, so zu sagen, bloss lauern um sich bethätigen zu können. — Hiermit hängen denn auch die Vorstellungen von zweckentsprechender Form zusammen; die Form im Ruhezustand lässt schon ihre Funktionsweise

erkennen. Der organische Körper wird als ein Komplex von Formen aufgefasst, die das Gepräge bestimmter Funktionsmöglichkeiten tragen. Das Gefühl für das organische Leben beruht darauf, dass wir uns alle Formen in ihrer Aktion vorstellen können; die organische Einheit darauf, dass wir uns mit unserem Körpergefühl in das vorliegende Körpergebilde ganz hinein versetzen können.

Wie ausschliesslich die Darstellung alles Bewegten auf dem Festhalten dessen beruht, was die Vorstellung erregt, und nicht auf dem getreuen Festhalten des Wahrnehmungsbildes, beweist z. B. die Darstellung eines eilig laufenden Hundes. Die sich bewegenden Beine sehen wir faktisch nur als eilig bewegte Streifen oder Schatten; von einer bestimmten, irgendwie deutlichen Form derselben ist nichts zu sehen, während Kopf und Rumpf eine deutliche Form behalten. Fusste nun die Wiedergabe auf dem Festhalten eines oder mehrerer zusammengesetzter Bewegungsmomente, so würde sie stets die Beine nur als unklare Streifen darstellen. Es zeigt sich aber, dass wir überhaupt die *Vorstellung* darstellen, nicht die *Wahrnehmung*. Die Vorstellung hält das Bild des Hundebeins in der Ruhe fest und bringt es nur in die Lage, die wir beim Laufen wahrnehmen, schafft sich ein klares Bild, das sowohl überall den

Hund, als auch sein Laufen festhält. Unsere Wahrnehmungen der Bewegung werden also erst in Beziehung zu dem Bilde gebracht, welches unsere Vorstellung von dem Gegenstande festhält, und wir bilden uns dann wiederum eine Vorstellung der Ruhe vom Körper in Bewegung. Dies ist aber etwas ganz Anderes als das Bild eines oder mehrerer zusammengesetzter Momente, wie es uns der photographische Apparat von der Bewegung zeigt — das momentane Wahrnehmungsbild. Ein Rad in vollem Laufe zeigt als Wahrnehmung der Speichen stets nur ein unklares Huschen. Die Darstellung wird dessen ungeachtet das Rad in der Deutlichkeit der Ruhe geben. Das Bild vom ruhigen Rad, welches in unserer Vorstellung lebt, ist also stärker, als das flüchtige Bild des bewegten Rades, und wir halten das erstere als wichtiger für die Vorstellung fest und opfern das Wahrnehmungsbild, als das undeutliche, welches die Form auflöst. In einer Illustration wird uns das flüchtige Bild genügen, in einem ernsthaften Bilde stören. Es hängt vom Taktgefühl des Künstlers ab, wie weit er flüchtige Wahrnehmungsbilder an Stelle der klaren Formvorstellung setzen darf.

So erklärt es sich auch, dass in der Plastik, wo doch stets die Form klar gegeben wird, eine rasche Bewegung darstellbar wird. Dem Bilde,

welches uns die einzelne Wahrnehmung an sich giebt, entspricht die plastische Darstellung nicht, sondern einem Vorstellungsbild, das aus der Wahrnehmung die bestimmten Merkmale in sich aufnimmt, welche die Vorstellung der Bewegung erregen; sie giebt nicht den eigentlichen Eindruck während der momentanen Bewegung. Wir stehen nicht als Moment-Maschinen der Natur gegenüber, sondern als Wesen, die ihre Vorstellungen kombinieren und die einzelnen Wahrnehmungen nur dabei benutzen und mit hinein verweben.

Wenn wir auf dies Kapitel zurückblicken, so ist es uns klar, wie durch die Funktionsvorstellungen die bewegte und unbewegte Natur für uns ein lebendiger, agierender Körper wird und sich dieses Leben in der Erscheinung in Funktionsmerkmalen ausspricht.

Während wir früher die Erscheinung als Ausdruck der räumlichen Vorstellung betrachtet und dabei von ihrer Eigenschaft als Raumwert gehandelt haben, so haben wir jetzt die Erscheinung rein als Funktionsausdruck behandelt und könnten also in diesem Sinne von Funktionswerten der Erscheinung sprechen.

In der Erscheinung als Raumwert haben wir ihren elementarsten, notwendigsten Ausdruck erkannt, in dem Funktionswert einen Ausdruck, der sich erst auf diese Erscheinung als Raum-

wert bezieht. Es kann deshalb von einer wirklichen Gestaltung der Erscheinung als Funktionswert nur die Rede sein, wenn die Erscheinung zugleich als Raumwert gestaltet wird.

Es liegt also im Sinne einer vollen wahren Kunst, die Erscheinung nach beiden Seiten hin zugleich zu gestalten, oder noch richtiger gesagt, die Einheit der Funktionswerte als Einheit von Raumwerten zu fassen.

Es ist dies für die bildende Kunst von grosser Tragweite. Denn es kann die Lebensempfindung im Sinne des Funktionsausdrucks den Künstler zu einer Darstellung führen, die als Ausdrucksgeste genommen durchaus wahr empfunden ist, die aber als einheitlicher Raumeindruck noch gar keine Gestaltung erhalten hat. Er stellt sich dabei selber als agierend vor und frägt sich, würde ich mich so oder so in dem Fall bewegen. Er frägt sich aber nicht, wie wirkt nun diese so gewonnene Bewegung auf den Beschauer. Er stellt sich die Bewegung also nicht als gesehen vor, sondern nur als gethan, also nur als Ausdruck, nicht als Eindruck.

Für den Eindruck sprechen aber noch ganz andere Momente mit, wie wir früher gesehen haben, und deshalb fängt die eigentliche künstlerische Wirkung erst an, wenn die Ausdrucksvorstellung der Geste durch die Bedingungen

der Eindrucksanforderungen geläutert worden ist. Bei diesem Prozess wird es sich zeigen, dass eine Masse Ausdrucksgesten überhaupt unbrauchbar, weil als Eindruck unkenntlich sind, andere müssen so umgeordnet werden, dass sie den Anforderungen der Reliefanschauung entsprechen. Die Roheit des sogenannten Realismus liegt darin, dass diese künstlerisch notwendige Metamorphose nicht stattgefunden hat, und nur an die Wahrheit der Ausdrucksgeste gedacht wird. So vieles, was als Neuerung und Originalität auftritt, beruht nur auf dieser Abwesenheit der künstlerischen Gestaltung.

So hat sich z. B. seit Canova eine Art der Vereinigung von Architektur und Plastik immer mehr und mehr ausgebildet, auf welche ich hier näher eingehen muss.

Canova fing an, Grabmäler derart zu gestalten, dass er eine Reliefarchitektur an einer Wand anbrachte und davor runde Figuren stellte, welche der Architektur gegenüber handelnd auftreten, indem sie in die Grabespforte hineinziehen.

Die Grundvorstellung ist also eine Bildvorstellung: Figuren mit einem architektonischen Hintergrund, und sie kann als ein Ganzes nur als Relief dargestellt werden. Dann müsste die Einheitsfläche vornen liegen, auch wenn die Figuren so hoch behandelt sind, dass sie rund

werden, wie bei Giebelfiguren etc., und die Architektur müsste als Teil der Reliefdarstellung wirken. Das Ganze müsste alsdann womöglich eine architektonische Einrahmung erhalten, damit das Relief als Vertiefung und nicht auf die Wand aufgesetzt erscheint.

So gestaltet hätte die Vorstellung den richtigen künstlerischen Ausdruck erhalten, wäre aber dann als Gattung auch nichts Neues gewesen.

Da Canova aber die Architektur von den Figuren ganz getrennt hat, so wirkt die Architektur als Monument für sich und die Figuren als davor gesetzt und als Raumeindruck nicht dazu gehörig. Es gehören die Figuren mehr zu dem Publikum als zu dem Grabmal; sie sind hinaufgestiegen. Das einzige Band zwischen Architektur und Figuren ist die Handlung des Hineinschreitens. Dieser reale Vorgang ist also nicht als ein Gesehenes gestaltet, sondern er wird direkt vorgeführt, — die Figuren sind versteinerte Menschen.

Dieser Realismus hat sich dann bei modernen Monumenten mehr und mehr breit gemacht. Ich erinnere an alle die Standbilder, vor denen solche Menschen von Stein oder Bronze ganz zufällig auf den Stufen kauern, vielleicht den Namen auf das Monument schreiben oder dasselbe bekränzen etc. Es bilden diese Zuthaten

einen Uebergang zu dem Beschauer und der Wirklichkeit, und die Grenze ist gänzlich willkürlich. Es könnten gerade so gut einige Beschauer in Stein am Monument angebracht sein. Das Neue an solchen Erfindungen ist nur eine künstlerische Roheit, die in die Gattung der Wachsfiguren und Panoramen gehört.

Die Beziehung zwischen Architektur und Plastik kann immer nur architektonischer Natur sein, d. h. entweder übernimmt die Plastik die Rolle von Füllungen oder Krönungen eines architektonischen Ganzen und wird zu einem architektonischen Teil desselben, oder die Architektur ist ein bloss dienendes Glied für die Plastik, dient als Sockel etc. Architektur und Plastik können sich aber nicht gegenüberstehen als Bestandteile einer Handlung, eines Vorganges. Alsdann kann nur die Gesamtvorstellung, also der einheitliche Raum, von dem Architektur und Plastik je einen Teil ausmachen, der Gegenstand der Darstellung sein, d. h. eine vollständige Bildvorstellung, die plastisch nur als Relief zu geben ist.

Eine Verirrung, welche zu einer ähnlichen Wirklichkeitswirkung geführt hat, kennen wir in der antiken Gruppe in Neapel, der farnesischen Stiergruppe. Auch dort ist es nur die Handlung, der Vorgang, welcher die plastischen Teile zusammenhält, nicht der Eindruck einer ge-

schlossenen Raumeinheit. Auch da wäre die künstlerische Form für den gewünschten Inhalt eine Reliefdarstellung gewesen. Bei der runden Gruppe wird der dazwischen liegende Luftkörper nicht mehr durch die plastische Darstellung zu einem ideellen Raum umgeschaffen, sondern er tritt als realer Luftraum in Beziehung zu den zerstreuten plastischen Figuren und lässt sie ebenfalls als versteinerte Menschen oder als lebendes Bild erscheinen. — Eine Gruppe im künstlerischen Sinne beruht nicht auf einem Zusammenhang, der durch den Vorgang entsteht, sondern muss ein Erscheinungszusammenhang sein, welcher sich als ideelle Raumeinheit gegenüber dem realen Luftraum behauptet.

Wenn wir in unserer Zeit so häufig die Beobachtung machen, dass Vorstellungen eines Vorgangs, anstatt in Reliefdarstellung ihren natürlichen Ausdruck zu finden, barbarischer Weise als Rundplastik zur Darstellung kommen, so hängt das zum Teil damit zusammen, dass zu Reliefdarstellungen fast gar keine Gelegenheit mehr gegeben ist. Denken wir an die vielen Denkmäler, an Kirchenwände oder andere Bauten sich anlehnend, an die Tempel, Triumphbögen etc., wie sie frühere Zeiten zeigen, so ist diese Plastik viel reicher als die freistehende Rundplastik. Heutzutage ist diese ganze Plastik

nahezu ausgestorben, und unter Plastik denkt sich der moderne Mensch nur noch runde Figuren, die in der Mitte eines Platzes stehen. Diese unglücklichen Monumente sind fast die einzige Bühne, auf der der Bildhauer seine Phantasie ausleben darf, und indem er seine Idee nicht opfern will, kommt er zu einer künstlerisch unmöglichen Form. Dieses Uebel ist wohl mit dem Umstande zuzuschreiben, dass die künstlerische Form für eine solche Aufgabe von Laien, den sogenannten Komitees, vorgeschrieben wird, während gerade in dieser Gestaltung die wichtigste Arbeit des Künstlers gesehen werden müsste. Es ist das ein unglaublicher Zustand. Was würde man sagen, wenn einem Dichter oder Musiker nur *eine* Form für die künstlerische Konception vorgeschrieben würde und man ihm nur erlaubte, in die vorgeschriebenen Scenen sogenannte Motive einzufügen! — Welche unsägliche Armut, welch ewiges Einerlei zeigen deshalb die heutigen Monumente! Wenn man die Anzahl von Standbildern, die in den letzten 20 Jahren in Europa entstanden sind, neben einander stellen würde — welche Masse von Plastik, die sich abmüht, irgend etwas Neues zu geben und sich in dem Bann der isolierten Rundplastik unglücklich krümmt und windet, weil ihr jeder Anschluss an Architektur, an irgend eine Situa-

tion verboten ist, wie in Einzelhaft verbannt — die reine Sträflingsarbeit! —

Das, was aber der Kunst immer neues Leben zuführt und sie immer freudig macht, ist die neue Situation. Die gegebene Natursituation zu einer künstlerischen Gestalt weiter zu formen, führt immer zu Neuem innerhalb der künstlerischen Gesetze. Fehlt diese natürliche Anknüpfung, so sucht man das Neue in sogenannten neuen künstlerischen Gesetzen und lässt zwei mal zwei fünf werden. Wie kann aber von einem Unterschiede der Situation die Rede sein, wenn die Plastik nur als Rundplastik im leeren Raum, auf der Mitte eines Platzes vorkommen darf, da wo sie nie stehen sollte, weil alle Richtungen gleichwertig sind, es kein vornen und hinten giebt, und die Situation der Bildwirkung der Plastik möglichst entgegenarbeitet; der Beschauer kreist um das Standbild herum und hat vier Ansichten zu schlucken, was nur bei sehr wenigen Statuen ein Vorteil ist und immer nur bei nackten Figuren ein Genuss sein kann.

Was aber ist Schuld an diesem Aberglauben von der Mitte eines Platzes? Wiederum die unentwickelte Vorstellung, welche sich einen Platz gleichsam als organisches Gebilde denkt und damit das Gefühl von organischer Symmetrie verbindet. Sie fasst ihn als ein an sich Existierendes

auf, anstatt ihn sich als gesehen vorzustellen, als ein Ding, was seine künstlerische Existenzberechtigung nur in Bezug auf den Beschauer hat und von diesem Gesichtspunkte aus behandelt werden muss.

Die Auffassung der Natur, die die Wahrheit nur in der Form als Ausdruck von Funktionswerten sieht, führt dann auch zu dem falschen Begriff von Richtigkeit, der heutzutage der Kunst gegenüber eine so grosse Rolle spielt.

Aus dem früher Gesagten ist es klar, dass diese Richtigkeit sich auf den eigentlichen künstlerischen Gestaltungsprozess gar nicht bezieht, sondern nur auf die Natur als Darstellungsobjekt. Die Kunstentwicklung hat deshalb nie mit dieser Richtigkeit begonnen, sondern mit der Gestaltung der Form als Raumwert, und erst allmälig hat sich die Form als Funktionswert ausgebildet und ist so zu sagen hineingewachsen. Alle ihre Entwickelungsstadien treten also nur innerhalb der künstlerischen Gestaltung als ein sich entwickelnder Faktor auf und machen sich nur als solcher dabei geltend. Selbständig und losgelöst von dem künstlerischen Gestaltungsprozess ist diese Richtigkeit dabei gar nicht in Frage, und sie tritt nur als Richtigkeit einer künstlerischen Wirkungsform auf, nicht an sich. Drehen wir

aber den Entwicklungsgang um, und verlangen wir in erster Linie die Richtigkeit der Form als Funktionswert, bevor eine künstlerische Gestaltung beginnen darf, so wird damit eine Auffassung der Natur und ein Vorstellungsbesitz selbständig grossgezogen, welche für die künstlerische Verwertung unbrauchbar sind, weil der künstlerische Gesichtspunkt nicht von vornherein bei ihrer Entwickelung mitgewirkt hat. Heutzutage nimmt der Bildungsgang meist diesen Weg, und dies erklärt die viel gehörte Klage der Künstler, dass sie für die künstlerische Thätigkeit erst alles das verlernen müssen, was sie auf den Akademien sich erworben haben.

Die Auffassung der Erscheinung als Raum- und Funktionswert ist auch für die Auffassung der architektonischen Gestaltung klärend.

Unser Verhältnis zum Raum findet in der Architektur seinen direkten Ausdruck, indem an Stelle der Vorstellung von blosser Bewegungsmöglichkeit im Raum ein bestimmtes Raumgefühl erweckt wird, und indem an Stelle der Orientierungsarbeit, welche wir der Natur gegenüber vollziehen ein Raum derart gegliedert wird, dass wir durch den Eindruck auf das Auge dieser Arbeit enthoben sind. Wie bei der plastischen Gestaltung werden Bewegungs-

vorstellungen erweckt, welche als Gesichtseindruck zu ihrer Wirkungseinheit gelangen sollen. Der Raum selbst, im Sinne der Daseinsform, geht in eine Wirkungsform für das Auge über.

Andererseits wird durch die Funktionsvorstellungen, wie die des Tragens und Liegens, die Masse als eine agierende empfunden und dadurch lebendig. Diese Funktionsvorstellungen sind an gewisse Wirkungsforderungen gebunden und werden zu bestimmten Verhältniswerten erst innerhalb des Wirkungsganzen als Raumbild. Die Funktionsvorstellungen allein führen deshalb auch hier zu keiner künstlerischen Form, sondern stellen nur einen zu formenden Inhalt dar. Die eigentlich künstlerische d. h. raumgestaltende Thätigkeit ist auch hier unabhängig von den Funktionsvorstellungen, während umgekehrt die Funktionsvorstellung erst innerhalb eines bestimmten Wirkungsganzen als Raumwert sich zu bestimmter Form entwickeln kann und zu Bauformen, wie die Säule, Gesimse etc. führt.

Vergleichen wir nach all diesem die frühere Zeit mit der unsrigen, so ist es eine zweifellose Thatsache, dass die Logik der anschaulichen Vorstellungen weit höher entwickelt war, und

dass darin das Uebergewicht der früheren Zeit in der bildenden Kunst begründet ist.

In Zeiten einer ungestörten Kunstentwickelung folgt der natürliche Vorstellungstrieb den gesetzmässigen Bahnen unserer Organisation, und der Künstler wird sich dieser natürlichen Gesetzmässigkeit nur insofern bewusst, als er es für selbstverständlich hält, logisch zu sein und dem natürlichen Trieb Ausdruck zu geben; der geistige Bann, unter dem er denkt, ist der des künstlerischen Naturgesetzes. Zwischen Vorstellung und Wahrnehmung besteht noch keine Kluft, er nimmt für und mit der Vorstellung wahr, und eine Wahrnehmung aus anderen Gesichtspunkten ist ihm unbekannt. Wie in der Kindheit wird die Wahrnehmung unmittelbar zur Vorstellung. Andere Zeiten sind deshalb unkünstlerisch, weil dieser Bann zerstört ist und falsche Interessen und Gesichtspunkte den natürlichen künstlerischen Trieb beirren, aus seinen Bahnen lenken. Bedenken wir, dass die künstlerische Vorstellung im Grunde nichts weiter ist, als die natürliche Weiterentwicklung der Vorstellungsarbeit, die jeder Mensch in der ersten Kindheit vollzieht, und dass es gerade die Kindheit ist, wo die Phantasie und das Augenleben am lebendigsten sind, so lässt sich begreifen, welch jähen Abschluss diese Vorstellungsarbeit mit dem Eintritt in die

Schule erfährt. Die wertvolle Jugendzeit wird auf Thätigkeiten und Disciplinen verwandt, die der Kunst feindlich sind, und erst als erwachsener Mensch darf der Künstler wieder an die Kräfte und die Arbeit denken, die ihm als Kind ein lebendiger selbstverständlicher Besitz und eine selbstverständliche Lust waren. Wie viele haben sich dann das natürliche Ausdrucksbedürfnis bewahrt, den natürlichen Trieb? Bei den Meisten ist nur das Instrument erhalten, und sie wissen nicht mehr, wozu und wie es zu brauchen. Auf was für Abwege gerät da der Wille, wo nur der natürliche Instinkt leiten sollte.

Will man die Kunst von diesen feindlichen Einflüssen befreien, und soll sie nicht zum Spielball der zufälligen Einwirkungen werden, so kann das nur dadurch geschehen, dass man den natürlichen Inhalt des künstlerischen Triebes zum Bewusstsein bringt.

Die historische Betrachtungsweise hat dazu geführt, mehr und mehr die Unterschiede und den Wechsel in den Kunstäusserungen in den Vordergrund zu bringen; sie behandelt die Kunst als Ausfluss der persönlichen Eigenschaften der verschiedenen Individuen, oder als Erzeugnis der verschiedenen Zeitumstände und nationalen Eigentümlichkeiten. Daraus erwächst die falsche Auffassung, als handle es sich bei der Kunst vor Allem um die Beziehung zum Persönlichen und

zu den nicht künstlerischen Seiten des Menschen, und jedes Wertmaass für die Kunst an sich geht verloren. Die Nebenbeziehungen werden zur Hauptsache und der künstlerisch-sachliche Inhalt, der unbekümmert um allen Zeitenwechsel seinen inneren Gesetzen folgt, wird ignoriert. Es kommt mir das vor, als hätte ein Gärtner seine Pflanzen durch darüber gedeckte Glasglocken in lauter verschiedenen Formen wachsen lassen und als wollte man sich nun mit diesen verschiedenen Formen allein abgeben und vergässe darüber ganz, dass es doch die Pflanzen selber sind mit ihren inneren Lebenstrieben und ihren eigenen Lebensgesetzen, auf die es ankommt und über deren Wert und Echtheit jene äusserlichen Verschiedenheiten gar keinen Aufschluss geben. So sehen wir denn in den Kunstzeiten auch alle Künstler von dem gemeinsamen Trieb beseelt, für den Lebensinhalt die gesetzmässige Form immer mehr zu klären und ein immer objektiveres und zusammenfassenderes Bild der Natur zu schaffen. Das Persönliche spielt nur insofern eine Rolle, als es künstlerisch objektiver Natur ist und in ein allgemeines künstlerisches Gesetz ausmündet. Das heisst, alle individuelle Naturauffassung, wodurch der Kunst ein neuer Naturinhalt zugeführt wird, hat nur dann einen künstlerischen Wert, wenn dieser, als Ausdruck eines Gesetzmässigen erfasst,

eine neue Variation des Grundthemas darstellt. Die subjektive Willkür, das Geistreichthun, die persönliche Caprice, sind immer nur ein Zeichen, dass das künstlerische Schaffen seinen natürlichen gesunden Inhalt verloren hat.

Will man deshalb von einer Aufgabe der Kunst sprechen, so kann sie nur die sein, trotz aller Zeitkrankheiten immer wieder den gesunden und gesetzmässigen Zusammenhang zwischen unserer Vorstellung und unserer Sinnesthätigkeit herzustellen und fühlbar zu machen.

VII.

Bildhauerei in Stein.

Man kann sich denken, dass das Material, welches dem Künstler bei der Darstellung dient, auf die Methode des Arbeitsganges Einfluss nimmt, und dass es nicht ohne Bedeutung sein kann, ob der Verlauf des Arbeitsganges dem der Vorstellungsweise analog ist oder widerstrebend. Ist das letztere der Fall, so treibt die mechanische Arbeit nach anderer Richtung als die Vorstellung, und das Hindernis muss entweder überwunden werden, oder aber das natürliche Vorstellungsbedürfnis leidet und entartet unter dem Einflusse des Darstellungsprozesses.

Lässt sich das Material so an, dass der Künst-

ler seinem Vorstellungsbedürfnis gemäss in seiner Darstellung fortschreiten kann, und dass es Bedingungen stellt, welche den Bedingungen unserer Vorstellungsentwicklung entsprechen, so wirkt der Darstellungsprozess an sich heilsam und fördernd auf die einheitliche Vorstellung, lässt sie erstarken und weist naturgemäss immer auf die elementaren künstlerischen Probleme hin.

Einen solchen Darstellungsprozess bietet das freie Heraushauen aus dem Stein, und es scheint mir deshalb geboten, darauf näher einzugehen.

Die Plastik ist unzweifelhaft aus der Zeichnung entstanden, indem diese durch Vertiefung zum Relief führte. Wir müssen sie als eine Belebung der Fläche auffassen. Auch bei der ersten Rundplastik beschreibt sie noch einen einheitlichen Raum. So haben die alten Egypter aus einfachen Steinwürfeln kauernde Figuren gemeisselt, wobei die Steinwandungen vollständig erhalten bleiben, aber zu Gliedern einer kauernden Figur geworden sind. In derselben Weise, wie wir aus gewisser Entfernung einen Steinwürfel für einen kauernden Menschen halten können, hat sich der Steinwürfel wirklich in eine Figur umgewandelt. Der Stein verliert damit seine Gegenständlichkeit in der Vorstellung, existiert aber im Stillen als Gesamtform der Figur fort. Das Auge empfindet diese Raumeinheit, wie bei der Zeichnung die

einheitliche Bild- oder Sehfläche. Und wie durch die Phantasie aus dem einfachen Steinwürfel eine Figur entstanden ist, so führt die Figur beim Beschauer wiederum zur einfachsten Sehempfindung zurück. Für solche plastische Bilder wurde der Stein zuerst in einer einfachen Gesamtform zugehauen, und alsdann diese Gesamtform je nach dem figürlichen Bilde modifiziert.

Da die Architektur solche einfache geometrische Körper als Bauglieder schafft, und diese sich alsdann plastisch belebt haben, so sind durch den oben geschilderten Prozess viele plastische Schöpfungen entstanden, deren einfache Gesamtform von der Skulptur eingehalten werden musste, und die deshalb auch zuerst in Stein gehauen wurden. Solche Skulptur hat nicht nur als architektonischer Teil ihre Bedeutung, sondern besitzt für den rein plastischen Gesichtspunkt ein bedeutsames Moment. Die plastische Vorstellung blieb gebunden in einer einfachen, verständlichen Raumeinheit, wodurch ihr für's Auge die Einheit und Ruhe gesichert war. Somit hatte die Architektur einen sehr gesunden Einfluss auf die plastische Vorstellung.

Es ist nun leicht zu begreifen, dass mit der Zeit sich die Skulptur von diesem direkt architektonischen Zwecke frei machte. Damit fiel

aber auch der Zwang der geschlossenen, regelmässigen Gesamtform fort. Eine solche Gesamtform, die an und für sich ihren gegenständlichen Sinn hatte und als solche zuerst angehauen werden konnte, gab es nun nicht. Wenn auch die frei bewegte Figur als in einem Gesamtraume enthalten zu denken ist, so ist es doch unmöglich, von vornherein festzustellen, wie und wo für jede Ansicht die Figur im Stein zu stehen kommt, da das dreidimensionale Verhältnis der verschiedenen Ansichten untereinander im voraus nicht zu bestimmen ist. Deshalb ist ein vorläufiges Anhauen einer Gesamtform nicht möglich.

Es lässt sich nur der eine Weg einschlagen, von einer Ansicht auszugehen und die anderen als ihre notwendigen Konsequenzen entstehen zu lassen. Damit ist der Bildhauer gezwungen, seiner kubischen oder Bewegungsvorstellung eine Gesichts- oder Bildvorstellung zu Grunde zu legen und von dieser auszugehen.

Es wird nun vorerst nötig sein, dies Bild auf die Hauptfläche des Steins aufzuzeichnen. Diese aber werde ich möglichst eben wählen, damit sie mich nur als ideelle Fläche und nicht als etwas schon Geformtes anmute. Indem ich das Bild in die Fläche hineinphantasiere, bin ich imstande, mir diese Fläche nach Belieben mit Formvorstellung zu erfüllen. Dabei küm-

mere ich mich nur insoweit um das Tiefenvolumen des Steins, als ich berechnen muss, dass meine Figur darin Platz findet. Ich bin jetzt in derselben Lage, als wollte ich ein Relief beginnen, und da es in der Natur des Bedürfnisses liegt, das Bild schon jetzt zu fixieren, und nicht erst für spätere Stadien der Arbeit seine Deutlichkeit aufzusparen, so wird aus diesem Bedürfnis in meiner Phantasie eine Figur entstehen, die sich durch ihre Hauptmassen schon in dieser Fläche deutlich kennzeichnet. Denn ist sie schon da kenntlich, so habe ich damit für den ganzen Verlauf der Arbeit und für die anderen Standpunkte einen festen Grund gelegt. Auf diese Weise werde ich dazu gelangen, mir eine Figur vorzustellen, die auch als Relieffigur bestehen könnte, d. h. sich als solche vollständig aussprechen würde. Damit muss ich mir vorstellen, was in die erste Schicht zu stehen kommt, und was in eine spätere fällt. Um von vornherein diese Höhenpunkte der ersten Schicht in ein klares zeichnerisches oder zweidimensionales Verhältnis bringen zu können, werde ich das Bild so fassen, dass mehrere Hauptpunkte gleich in die erste Schicht fallen, wie z. B. der Kopf, eine Hand, ein Knie etc., je nach der Stellung. Indem ich dies Bild in den Stein eingrabe und sowohl von der Steinfläche das ausserhalb der Konturen Liegende

entferne, als auch im Inneren die Form abstufe, fange ich zugleich an, bei den Formen auf das reale Tiefenmaass, welches der runden Figur zukommt, zu achten. Mir ist das nur möglich, indem ich mein Augengefühl dadurch unterstütze, dass ich die freigewordenen Formen auch von der Seitenansicht beobachte, wodurch ich die Tiefenmaasse als Flächenmaasse kontrollieren kann. Da dies vorderhand nur sehr ungenügend möglich ist, so wird meine Arbeit immer mehr den Charakter des Reliefs tragen und immer mehr nach Maassgabe des Augenbedürfnisses für Tiefenbewegung oder für Schatten und Licht fortrücken. Dadurch wird das schlecht kontrollierbare materielle Tiefenmaass, wie es den Formen zukommt, nur ganz allmälig entstehen. Man kann deshalb sagen, dass alle Tiefenmaasse der materiellen Form eine Neigung dazu haben, nur als Relieftiefenmaasse zunächst zu existieren. Das Auslösen des Bildes geschieht also beständig nur nach dem Augenbedürfnis, und die Phantasie, die dabei thätig, ist stets eine schauende, wie von einem fernen Standpunkt. Es wird sich von selber ergeben, dass das Bild in jedem Stadium ein einheitliches ist, und zwar in dem Sinne einheitlich, als es eine Flächengemeinschaft hat, und die Einheit einer Sehgemeinschaft von einem Standpunkte aus trägt, während es eine reale Ein-

heit, als materielle Form, für die verschiedenen Standpunkte noch gar nicht gewonnen hat.

Bei diesen ersten Stadien der Arbeit wird es natürlich von der Erfahrung und der Meisterschaft des Künstlers abhängen, ob er in vielen Etappen vorrückt, um das Tiefenmaass der materiellen Form zu erreichen oder in wenigen. Im ersten Fall wird er ganz allmälig in den Marmorschichten, wie sie aufeinander folgen, fortschreiten und damit die Flächenvorstellungen, wie sie immer neu hintereinander entstehen, absolvieren; im zweiten Fall von vornherein die Tiefenmaasse ihrem realen Verhältnis nahe bringen. Er nimmt dann von vornherein einen grösseren *Maassstab* der Tiefenbewegung an.

Was aber für den Vorgang wichtig ist und nicht aus dem Auge gelassen werden darf, ist, dass ich immer das zugleich vorstellen und aus dem Stein heraushauen *muss*, was dem Auge zugleich in einer Fläche erscheint. Erst wenn die erste Vorstellungsschicht herausgearbeitet ist, kann ich weiter rücken zu der nächstfolgenden; denn es liegt in der Natur der technischen Bedingungen, dass ich von vorn das Bild vom Steine gleichmässig befreien muss, bevor ich in die Tiefe gehen kann, da ich sonst lauter Löcher erhalten würde, die das Meisseln verhindern und zu keiner Deutlichkeit des Bildes führen.

Diesen Vorgang der fortschreitenden Marmorarbeit beschreibt Michel Angelo bezeichnend, indem er sagt: Man müsse sich das Bild wie im Wasser liegend denken, welches man allmälig immer mehr ablässt, so dass die Figur immer mehr und mehr an die Oberfläche tritt, bis sie ganz frei liegt.

Es ergiebt sich also für das Auge eine durch die Art der Vorstellung gebundene Form, deren Wesen darin liegt, dass die Einzelformen je als Teile derselben Flächenschichten gedacht sind. Die Einzelformen erhalten dadurch eine bloss für das Auge existierende Zusammengehörigkeit oder Einheit, die ihnen aus organischen Gründen nicht zukommt. Diese *stille Zusammengehörigkeit* wird für den natürlichen Vorgang der Wahrnehmung beim Beschauer von der grössten Bedeutung, da sie das Bild etappenmässig unter bestimmter Sonderung, d. h. in einfachen grossen Flächenmassen uns zuführt. Diese stille Zusammengehörigkeit ist, wie wir schon wissen, die künstlerische Form- oder Raumvorstellung, weil sie das Bild in eine für das Auge zweckmässige und für die Vorstellung gegliederte Form gebracht hat.

Dieser Zwang wird noch deutlicher erscheinen, wenn man den Vorgang des Modellierens in Thon dagegenstellt.

Dort baue ich zuerst ein Gerüst auf und

bekleide es mit Thon, bis es mehr und mehr dem Bilde entspricht. Ich gehe also dabei vom Gegenstande allein aus und entwickle ihn allmälig nach aussen und mir entgegen. Da mir von vornherein kein Raumkörper gegenüber steht, sondern ich ihn erst allmälig erzeuge, und zwar nur insoweit, als ihn das Bild selber einnimmt, so gehe ich nicht von einer allgemeinen, sondern nur von einer gegenständlichen Raumvorstellung aus. Ferner, da ich den Thon rings um das Gerüste aufbaue, so bewege ich mich in meiner Vorstellung immer um den Gegenstand herum, d. h. ein bestimmter Standpunkt dem Gegenstande gegenüber ist mir von Seiten der Manipulation nicht gegeben, noch erzwungen. Im Gegenteil, sie hebt diese Notwendigkeit auf.

Der Vorstellungsakt dieser Manipulation fusst und beharrt stets auf der realen Gegenständlichkeit des Bildes, auf der gegebenen Naturform, die sie rund nach allen Seiten hin darstellt, führt aber nicht zu einer ausserhalb des Naturgegenstandes liegenden Gliederung oder Raumvorstellung.

Wenn wir bedenken, dass unsere Phantasie mit dem Darstellungsakt sich formt, so lässt sich leicht erkennen, wie verschieden das freie Aushauen aus dem Stein auf die Phantasie wirken muss, im Gegensatz zum Modellieren

in Thon. Es ist klar, dass ich hier nur von dem Zwange spreche, den die Manipulation ausübt, nicht von einer *Unmöglichkeit,* auch beim Modellieren eine allgemeine Raumvorstellung sich durch die Illusion zu bilden. Es ist aber beim Modellieren die Illusion nötig, während beim Steinarbeiten der Stein die Raumvorstellung wirklich real vor uns hinstellt.

Da beim Steinarbeiten die Anlage der grossen Massen in der Fläche dem Ausarbeiten des Details vorhergehen muss, so zwingt mich das natürliche Bedürfnis, in diesen Massen schon das Bild erkenntlich vorzustellen oder vielmehr ich gelange zu einem Bilde, welches sich in den grossen Massen schon entschieden und ausdrucksvoll darstellt. Die Arbeit verlangt also ein Bild in grossen Zügen. Dabei ist es wichtig, dass der Rest des Bildes stets noch in der Masse des Steines ruht, also in einem positiven Raum, gleichsam wie im allgemeinen Elemente oder wie im Dunkeln, damit für die Phantasie das Gefühl der Möglichkeit gegeben ist für ein weiteres Vorhandensein von Form. Die Vorstellung verbleibt in dem natürlichen Zustand, wie der Natur gegenüber, wo z. B. ein Teil des Bildes beleuchtet, der andere im Dunkeln und unkenntlich ist.

Beim Modellieren in Thon ist das ganz anders; dort fehlt positiv im Raum, was nicht

modelliert ist, es existiert ausser dem modellierten kein allgemeiner Thon-Raum. Das Modellierte tritt ausserdem in Gegensatz zu der Luft und dem wirklichen realen Raum, so dass das unfertige Thonbild dadurch noch mehr Positivität erhält, d. h. als fertiges Bild auftritt. Der Phantasie wird dadurch das Unfertige als Fertiges vorgesetzt. Beim Stein tritt das unfertige Bild immer nur im Gegensatz zum Steine auf — zu einem ungeformten Element, aus welchem das Unfertige als ein Gewachsenes hervordämmert, weshalb die Fortsetzung seines Wachstums uns als natürliche Zukunft anmutet. Das Bild gestaltet sich aus dem Raume selber weiter und wirkt nur immer relativ fertig zum Steinhintergrund.

Um die Phantasie während der Arbeit in diesem Zustand zu erhalten, ist es wichtig, beim Steinhauen möglichst lang sich den Steinhintergrund zu bewahren.

Je meisterhafter der Steinprozess sich entwickelt, desto entschiedener, d. h. endgültiger, wird immer das sein müssen, was aus dem Stein als Form an die Oberfläche tritt. Der natürliche Drang verlangt es, möglichst rasch aus dem allgemeinen Nebel-Raum positive Form hervortreten zu lassen, weil diese dann wiederum klarere Bedingungen für die weiteren Formen stellt, und das Bild dadurch rasch in voller Klarheit zu Tage tritt. Hierin liegt der Zwang

zu einer sehr klaren positiven Vorstellung der Gegenstandsform.

Die Gesamtformen, die ich im Steine anfangs gebe, müssen, wie schon gesagt, derart vorgestellt sein, dass sie die Einzelformen enthalten. Letztere treten von vornherein in soweit an die Oberfläche, als sie für die Gesamtform von Einfluss sind. Wir haben früher erkannt, dass bei einer gegebenen Stellung es Einzelformen giebt, die mehr bloss eine Bereicherung der Gesamtform ausmachen, während es andere giebt, die selber ein sprechender Teil der Gesamtform sind. Das heisst mit anderen Worten: Die Ersteren einigen sich auf die Entfernung, die Letzteren bleiben als Kontrast zu ihnen bestehen. Bei der Anlage der Gesamtform müssen in der Vorstellung die Rollen, die die Einzelformen spielen, schon vollständig geklärt sein, und zwar nach dem Gesichtspunkte der Wirkung als Fernbild. In diesem Sinne wird also die Gegenstandsvorstellung des Bildes immer bezogen auf die Gesichtsvorstellung, die ich von meinem Standpunkte aus von dem Bilde haben kann. Der Verlauf der Manipulation zwingt mich zu dieser Vorstellungsart, da ich mit dem Einfachen anfangen muss und nicht alles zugleich machen kann. Je entwickelter diese Thätigkeit ist, desto präzisere Gegenstandsvorstellung wird in ein-

fache oder zusammengehörige Gesichtsvorstellung umgesetzt, und ist dies Können sehr gesteigert, so wird mit immer einfacheren aber desto präziseren Formen das Bild von vornherein entstehen, oder vielmehr das Bild der Vorstellung besteht schon aus *lauter* einfachen aber präzisen Gesichtsvorstellungen.

Indem die Figur, als Bildeindruck gefasst, auf diese Weise in die Tiefe fortschreitet, ergeben sich dann auch die Seitenansichten und zuletzt die Rückansicht als die notwendigen Konsequenzen.

Man sieht aus dem so beschriebenen Verlauf der Steinarbeit, dass der Bildhauer dabei von einer Bildvorstellung ausgehen muss und deren Formvorstellung in wirkliche Bewegungsvorstellung umsetzt.

Beim Modellieren hingegen werden in erster Linie die Bewegungsvorstellungen einmal zur Darstellung gebracht, dann erst zeigt sich, wie sie wirken als Gesichtseindruck. Der Gesichtseindruck spielt dann nur den Kritiker, er macht seinen Einfluss nicht schon in der Vorstellung geltend. Ist aber ein Dargestelltes vorhanden, so wird es als Reales ein Feind der Vorstellung. Muss ich dieses Reale umändern, um es zu einer klaren Gesichtsvorstellung zu gestalten, so ist dieses schwerer, als eine ausgereifte Vorstellung darzustellen.

Das Modellieren in Thon hat seinen Wert beim Studium der Natur, um Bewegungsvorstellungen zu gewinnen und alle Einzelkenntnis der Form zu fördern, entwickelt aber nicht die künstlerische Einigung des Ganzen als Bildvorstellung. Für diese ist ein Darstellungsprozess günstig, welcher den umgekehrten Weg einschlägt, und, von der Gesichtsvorstellung ausgehend, zur Bewegungsvorstellung führt, also von der Vorstellung, welche durch das Bildwerk im Beschauer erweckt werden soll. Je ausgebildeter und vollendeter die Gesichtsvorstellung ist, desto leichter und einfacher ist die Darstellungsarbeit.

Eine gesunde künstlerische Entwickelung führt dazu, die Vorstellung so sehr zu klären, dass der Darstellungsprozess und seine materiellen Hindernisse sich immer mehr reduzieren. Die Vorstellung sucht das Bild auf die einfachsten Faktoren zurückzuführen, so dass die Darstellung nur diese zu geben hat. Deshalb ist eine klare, einfache Darstellungsmethode der Beweis einer langen, vorausgegangenen praktischen Erfahrung. Eine solche Methode, ist sie erstanden, zwingt jeden Neuling dazu, seine Vorstellung in diesem Sinne zu bilden und zu klären und auf ihre einfachen Darstellungsmittel zurückzuführen. Mit dem Erlernen des Darstellungsverfahrens bildet sich

notgedrungen seine innere Vorstellung *künstlerisch* aus, *muss* die künstlerische Metamorphose durchmachen. Darin liegt die grosse Bedeutung des direkten Herausmeisselns aus dem Stein.

Dagegen hat das Arbeiten in Stein vom Standpunkte des rein technischen Erlernens des Meisselns und die dadurch ermöglichte Ueberarbeitung und sogenannte letzte Ausführung und Behandlungsweise in Stein, mit dem besprochenen inneren Werte des *freien Heraushauens* gar nichts zu schaffen.

Wir haben erkannt, wie diese Methode des Heraushauens aus dem Stein eine Figur derart vom Steinraume befreit, dass dieser materiell verschwunden ist, jedoch für unsere Empfindung als Einheit uns erhalten bleibt, weil die Höhen sich in der Aussenfläche einigen und diese noch darstellen. Diese Methode ist also auf's innigste verwachsen mit der künstlerischen Metamorphose der gegenständlichen Vorstellung. Das allgemeine Gesetz oder die unerschütterliche Bedingung der künstlerischen Vorstellung ist die Raumeinheit. Das Bewegliche ist die Gegenstandsvorstellung. Der Reichtum, den die Natur dem Künstler an Gegenstandsvorstellung bietet, ist ein unendlicher, und die Wahl einer Gegenstandsvorstellung wird von der Tauglichkeit abhängig sein, sie als Raumeinheit zu ver-

wenden. Ein Kunstwerk wird deshalb stets eine Kombination dieser zwei Elemente bilden, und die künstlerische Individualität wird sich in der Art der Verbindung charakterisieren.

Der Künstler, der neben den Griechen wohl am rücksichtslosesten und konsequentesten seine künstlerische Vorstellungsart mit seinem Darstellungsprozess in direkter Beziehung entwickelt hat, ist Michel Angelo. Vorstellen und Darstellen wird bei ihm so zu sagen ein und dasselbe.

Die möglichste Ausnützung des Steinraumes, eine möglichst geschlossene Gesamterscheinung sind für ihn bezeichnend. Seine Gegenstandsvorstellung erfüllt möglichst kompakt eine Raumeinheit. Er konzentriert möglichst viel Leben und vermeidet möglichst den unbelebten Raum. Je weniger Steinraum wegzuschlagen ist, desto knapper, reichhaltiger, so zu sagen nahrhafter für die Phantasie wird der Darstellungsprozess. Alle weit ausladenden Gesten oder abstehenden Extremitäten werden als Weitläufigkeiten verbannt, und es entstehen, in seiner zusammendrängenden Phantasie, Körperbewegungen, die ohne an Kraft und Energie Einbusse zu erleiden, möglichst wenig Platz einnehmen und möglichst gedrungen am Rumpf den Steinraum kompakt ausfüllen; lauter Drehung und Biegung in den Gelenken.

So entfernt ihn sein starkes, ausgesprochenes Gefühl für eine Art von Raumeinheit von allen üblichen Gesten, weil diese nicht der kürzeste Ausdruck seines Bedürfnisses sein können, und gelangt zu einer Gegenstandsvorstellung, die durch sein künstlerisches Bedürfnis allein erklärt und bedingt ist.

Mit leidenschaftlicher Konsequenz unterwirft er diesem Bedürfnis seine Körperphantasie und es entsteht eine neue Körperwelt. Er zieht aus der Natur eine Fülle von Bewegungen an's Tageslicht, die vorher keine oder wenig Beachtung gefunden hatten. Es steigert sich ein unendliches Lebensgefühl nach dieser Seite, und so zeigen seine Stellungen den grössten Reichtum im knappsten Raum. Wir müssen das alles auffassen als ein beständiges Bereichern der Vorstellungswelt im Verhältnis zu einer beständigen Vereinfachung der Darstellungsweise und Raumeinigung.

Da bei seinen Figuren so vorwiegend dieser eine künstlerische Gesichtspunkt maassgebend ist, so wird für jeden andern Gesichtspunkt seine Bewegungswelt unerklärlich, und diese Isoliertheit und Einsamkeit seiner konsequenten Vorstellungsweise giebt seinen Figuren eine Ferne aller menschlichen Anknüpfung und eine unnahbare Höhe, während sie durch die unglaubliche Direktheit ihres Entstehungspro-

zesses dem Beschauer unendlich nahe gerückt wird.

Bei seinen Figuren wirkt der künstlerische Zusammenhang der Erscheinung so stark, dass die Bewegung, als von einem inneren Vorgang motiviert oder als Ausdruck einer darzustellenden Handlung, für den Beschauer gar nicht mehr in Frage kommt. Damit schwand jedoch die Empfindung für die natürlichen Geste, und seine Nachfolger verwandten diese neuen Bewegungsmöglichkeiten wieder im dramatischen Sinn und verfielen in affektierte und übertriebene Ausdrucksgesten.

Dass Michel Angelo und seine Vorgänger dieses Prinzip mit einer gewissen Einseitigkeit so weit verfolgen konnten, hängt damit zusammen, dass ihre Plastik nicht für das Freie berechnet war, sondern für geschlossene Räume. Seine Figuren waren nicht im Gegensatz zum freien Himmel, nicht für grosse Entfernung gedacht und die Deutlichkeit seiner Bilder hing deshalb nicht mit der Deutlichkeit der Silhouette zusammen.

Bei den Griechen sprach diese Bedingung bedeutend mit und zwang sie zu einer freieren und lockeren Verteilung der Glieder.

Wenn ihre Figuren auch immer in einer klaren Raumeinheit gedacht sind und diese festhalten, so wirkt diese Raumeinheit durch die

lockere Anordnung doch nie als materiell vorhanden, sondern nur als Einheitsempfindung beim Wahrnehmungsakt. Ihre Gegenstandsvorstellung lebt sich zwanglos in der Raumeinheit aus, die gewahrte Natürlichkeit der gegenständlichen Vorstellung erhält durch sie eine verklärte Einheit, und keines der beiden Elemente lastet auf dem anderen.

Denken wir dann wieder an eine Schöpfung wie die Madonna von Michel Angelo in der Mediceer-Kapelle, so ist auch da auf die zwangloseste Weise der ganze kubische Inhalt als materielle Form so gänzlich aufgegangen in eine reine Bilderscheinung, dass alle Unterschiede, welche Zeit, Umstände und Individualität mit sich bringen, zu nichte werden gegenüber den allgemeinen, ewigen Gesetzen, welche die künstlerische Gestaltung bestimmen und bestimmen werden.

Ruskin, John, *Was wir lieben und pflegen müssen.* Eine Sammlung Naturansichten und Schilderungen aus seinen Werken. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. gebd. ℳ 2.—

Ruskin, John, *Wie wir arbeiten und wirthschaften müssen.* Eine Gedankenlese aus seinen Werken. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. gebd. ℳ 3.—

Ruskin, John, *Wege zur Kunst. I.* Eine Gedankenlese aus seinen Werken. Aus dem Englischen übersetzt, zusammengestellt und eingeleitet von Jakob Feis. gebd. ℳ 2.50

Ruskin, John, *Wege zur Kunst. II.* Gothik und Renaissance. Eine Gedankenlese aus seinen Werken. Aus dem Englischen übersetzt, zusammengestellt und eingeleitet von Jakob Feis. gebd. ℳ 2.—

Ruskin, John, *Aphorismen zur Lebensweisheit.* Eine Gedankenlese aus seinen Werken. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis gebd. ℳ 2.50

Ruskin, John, *Die Steine von Venedig.* Eine Auslese aus dem Werke: «The Stones of Venice». Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. gebd. ℳ 2.—

Ruskin, John, *Die Steine von Venedig.* Band II: *Der Dogenpalast.* Aus dem Werke: «The Stones of Venice». Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Mit 16 Lichtdrucktafeln und 3 Zinkographien. gebd. ℳ 4.—

Montaigne, *Ausgewählte Essais.* Aus dem Französischen übersetzt von Emil Kühn. 4 Bände gebd. je ℳ 2.50

W. M. Hunt, *Kurze Gespräche über Kunst.* Autorisirte Uebersetzung von A. D. J. Schubart. Mit einem Empfehlungsschreiben von Josef Israëls. ℳ 2.—

85 B21744-2

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01410 1675